Kleine Wanderchronik.

Von

Julius Rodenberg.

Wenn Dir's in Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst Du Beßres haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der laße sich begraben.

Goethe.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1858.

oogle

P. o. germ. 11 pp 185/1.2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von August Grimpe in Hannover.

47 PG

Digitized by Google

Seiner lieben Mutter

widmet dieß Buch seiner Wanderungen

ihr Sohn,

der Verfaßer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hannover, am 28. Mai 1858.

Es ist ein Buch der Erinnerungen, eine Art von ausgeführtem Tagebuch, welches ich hier der Öffentlichkeit übergebe. Ich könnte von ihm sagen: „es ist kein Buchstabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genoßen, gelitten, gedacht wäre" (Goethe). Das Buch und was es schildert und erzählt, ist wahr. Nicht in dem beschränkten Sinne freilich, daß ich die Wirklichkeit copirt hätte; wahr in dem höhern Sinne, daß ich keinen Zustand darin geschildert habe, den ich nicht an mir oder Andern beobachtet, und daß ich keine Begebenheit darin erzählt habe, von der ich nicht den Anfang oder das Ende selbst erlebt hätte. Die Thätigkeit des Dichters besteht darin, nach den Motiven zu suchen; die Erscheinungen sind

Königl. Sächs.
Staatsbibliothek
Dresden

für ihn wie für die ganze Welt gegeben. Es sind nur Formen — aber es sind die Ausdrucksformen des Wesens, wie das Gesicht des Menschen die Ausdrucksform seiner Seele ist. Wer nicht denken kann oder nicht denken will, der glaubt an den Zufall oder das Schicksal; wir aber suchen nach dem Grund, nach dem Wesen, nach der Seele, wir suchen nach dem Zusammenhang der Erscheinungen. Wir sollen ihre Formen als gegebene und als nothwendige begreifen, damit wir sie der Welt als mögliche begreiflich machen können. Dem tiefer Schauenden heißt die Wahrheit: „Nothwendigkeit", demjenigen, der sich mit einem heitern Blicke auf die Oberfläche begnügt, heißt sie: „Möglichkeit." Das ist der ganze Unterschied. — Ach, man bildet sich seine eigenen Ansichten, wenn man die Welt so durchwandert! Man gewinnt sie lieb; denn was hat man auch sonst, wenn man so einsam in der großen, weiten Welt ist? Ein alter guter Lehrer — ich komme nie an die Weser, ohne sein zu denken! — pflegte zu sagen: „der Mensch muß einen festen Wohnsitz auf Erden haben, damit er dereinst auch einen festen Wohnsitz im Himmel erlange." Dieser Spruch will mir seit einigen Tagen

Digitized by Google

nicht aus dem Sinn. Viele, ja die Meiſten der Genoßen aus jener Zeit haben ſich ſchon angeſiedelt und ſind glückliche Menſchen geworden. Ich aber irre und wandre noch immer. Heut bin ich noch im lieben deutſchen Vaterland! Ich wohne dicht am Walde, ich höre ſeine Eichen rauſchen und ich labe mich am Maiduft ſeiner Blüthen. In acht Tagen vielleicht ſuche ich meinen Weg in der City oder im Weſtend von London und in vier Wochen ſtehe ich am See von Killarney oder im „ſüßen Thal des Avoca" und ſchaue oſtwärts nach Deutſchland und klage, daß es mir ſo weit, weit dahinten liegt! Das weiß ich; — aber das Geſchehende iſt das Nothwendige.

Und ſo ſag ich meinem Vaterlande, das ich über Alles, über Alles in der Welt liebe, Lebewol! Ich laße Viel darin zurück; dießmal mehr, als in allen Jahren vorher. Ich ſcheide mit Wehmut, aber ich ſcheide mit Zuverſicht! Sie werden mir treu bleiben, meine Lieben in der Ferne; ſie werden meiner nicht vergeßen, ſo wie ich ihrer nicht vergeßen werde. Einſt werden wir Alle uns fröhlich wiederſehen, und dann .... o dann, Du alter lieber Lehrer, der Du

jetzt schon Deinen festen Wohnsitz „im Himmel" hast, dann wollen auch wir an einen festen Wohnsitz „auf Erden" denken!

Geh denn hinaus, mein Buch, und grüß mir alle meine alten Freunde im deutschen Vaterland; und welch' eine schöne, glückliche Nachricht wäre das, wenn Du mir einst sagen könntest, Du habest mir auch neue gewonnen!

J. R.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

Burschenfahrten. Seite

Harz-Märchen 3
Ein altheſſiſcher Edelſitz 9
Eine Schaumburger Bauernhochzeit 18
Helgoland 44
Wangeroge 55
Gräfenberg 67
Das neue Gretchen 80
Die kleine Melanie 89

Va banque! Ein Sommerleben in Wiesbaden.

Der Kochbrunnen und ſeine Geiſter 113
Luftſchlöſſer und Luftſchlöſſer 130
Der Mittwochsball und die beiden Edlen aus Polen 141
Le jeu est fait! Rien ne va plus! 148
Die Samſtagsreunion 157
Die Ruine Sonnenberg und die Schwefelholzfabrik in Weſtphalen 167

Digitized by Google

Burschenfahrten.

Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Geibel.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Harz-Märchen.

Aber den Einſamen hüll'
In Deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün
Bis die Roſe wieder heranreift
Die feuchten Haare,
O Liebe, Deines Dichters!
Goethe.

Im Sommer des Jahres 1850 machte ich mit einem etwas ältern Freunde eine Reiſe durch das Harzgebirge. Mein Freund war damals Hauslehrer in Wolfenbüttel und ich Primaner des Gymnaſiums zu Rinteln an der Weſer. Auf dem Wege von Blankenburg nach dem Ziegenkopf erzählte uns der Führer, den wir zu Blankenburg in der „Sonne" genommen hatten, folgendes Märchen:

„Es mögen nun 70 oder 80 Jahre her ſein, da kamen zwei junge Burſchen, ſowie Sie ſind, Schüler oder Studenten, in das Dorf Schierke, das unter dem Brocken liegt. Es war der heilige Sylveſterabend, ſo um 8 Uhr, da traten ſie in die Stube. „Guten Abend, Herr Wirth," ſagten ſie, „können wir wol heut Nacht hier bleiben?" Der Wirth ſagte: „Meine jungen Herren,

Digitized by Google

Gelaß hab' ich nicht, das Haus iſt eng und ich bin nicht dazu eingerichtet; aber heut Abend iſt der heilige Sylveſterabend und da iſt die ganze Nacht durch dieſe Stube hier hell und warm und da könnt Ihr ja am Ofen ſitzen." — Da rückten ſie Stühle an den Ofen und lehnten den Kopf an die Wand. Als es gegen Mitternacht ging, gegen 10 Uhr, kamen Leute, Einer nach dem Andern und ſetzten ſich an die Tiſche, ließen ſich zu trinken geben und ſteckten die Pfeifen an. Und ſo kamen ihrer immer mehr, bis die Stube voll war von den Fenſtern bis an den Ofen. Da ſaß der alte Großvater von 80 Jahren und um ihn die kleinen Kinder. Er ſagte: „ach nun bin ich 80 Jahre alt und es iſt wieder Sylveſterabend, — ach, was bin ich ſo traurig!" — Die jungen Herren, die noch am Ofen ſaßen, hörten das und fragten: „warum denn das, Großvater?" — „Ja," ſagte er, „auf dem Kapellenberge, der unter dem Brocken iſt, wachſen in jeder Neujahrsnacht um die mitternächtliche Stunde drei weiße Blumen, und wenn man eine pflückt, ohne zu ſprechen, ſo kann man einen Wunſch thun und er wird erfüllt. Seit meinen jungen Jahren habe ich mir ſchon vorgenommen, hinauf nach den Blumen zu gehen; aber Jahr um Jahr iſt ſchon hingegangen, und nun — bin ich alt zum Sterben und werde wohl nie mehr hinaufkommen. — Darum bin ich ſo traurig!"

Da sahen sich die beiden jungen Herren an, standen auf und gingen zu dem Wirth. „Herr Wirth," sagten sie, „hier in der Stube wird es uns zu heiß, wir wollen einen Augenblick vor die Thür gehen; wenn die Leute erst fort sind, könnt Ihr uns ja eine Streu an den Ofen legen, dann wollen wir noch schlafen. — Und wenn die Thür schon zu sein sollte, dann wollen wir sagen: „die beiden Frankfurter sind da." — Der Wirth sagte, es wäre gut und sie gingen hinaus.

Da gingen sie den Weg an der Bode hinauf und zuletzt über das gefrorne Eis und so in den Wald hinein und immer bergan. Keiner sprach ein Wort und es ward ihnen bang ums Herz. Der Mond schien ganz hell, die Tannen standen in Schnee und Eis und rührten sich nicht. — Sie mochten wohl eine Stunde gestiegen sein, da standen sie oben auf dem blanken Schneefelde. Sie lehnten sich Jeder an eine Tanne. Da schlugs unten, weit unten im Thale, zwölf. Die Eisdecke blinkte und blankte und da war es als schösse ein Strahl. Langsam hob sich's aus dem Grunde und drei Spitzen glänzten heraus. Es wuchs, es wuchs mit Blättern, Stiel und Blüthen; drei weiße Blumen wie von Silber und Edelstein. Und wie sie ruhig auf dem blanken Grunde standen, da traten die Beiden mit schwerem Herzen heran und brach Jeder eine Blume und steckte sie an die Brust — die andere verschwand

und die zwei Burschen gingen bergab, bis sie zu dem Wirthshause kamen. Der Wirth war schon zu Bett gegangen, da sagten sie: „die beiden Frankfurter sind da;" er machte ihnen auf und sie legten sich auf die Streu am Ofen. Aber sie konnten nicht schlafen, und Einer fragte den Andern: „Was willst Du nun thun?" — Der Eine sagte: „Ich will in das Ilsethal gehen und die Prinzessin Ilse sehen, die im Ilsenstein wohnt." Der Andere sagte: „Du Thor, das ist ja eine rechte Narrheit; geh mit mir, ich gehe ins Bodethal, nach der Didiamshöhle und will mir Gold und Schätze holen." „Nein," sagte der, der ins Ilsethal wollte, „ich muß die liebe Prinzessin sehen, ich kann's nicht lassen." — Und da trennten sie sich am frühen Morgen, der Eine zog hinunter, nach Blankenburg zu, bis ins Bodethal und der Andere hinauf ins Ilsethal. Es war schon spät am Nachmittag, daß die Sonne untergehen wollte, als er vor dem Ilsenstein angekommen war. Er besann sich nicht lange, und schlug mit seiner Blume an den Felsen. „Wer stört mich in meiner Ruhe?" klang es traurig von Innen heraus. „Ich bin's," sagte der Wandersmann, „ich will hinein und die liebe Prinzessin Ilse sehen." „Ach," rief eine süße klagende Stimme heraus, „was willst Du mich sehen? Geh' hinunter nach der Didiamshöhle, da kannst Du Gold und Kleinodien gewinnen, wer mich aber sieht, der ist sein Lebtage un-

Digitized by Google

glücklich." — „Laß mich ein, laß mich ein," rief der Wandersmann, „ich muß Dich sehen, Du schöne, Du liebe Prinzessin." Da ging der Felsen auseinander und er stand innen. Das war eine wunderliche Pracht, tausend Lichter brannten, an den Wänden hingen seidene und sammetne Tücher und Edelstein und Gold dazwischen. In der Mitte stand ein goldener Thron und darauf saß die Prinzessin Ilse und um sie saßen Minister, Damen und hohe Herrschaften. Die Prinzessin saß in strahlender Schönheit und in ihrem braunen Haar lag ein Kranz von Tannenreis und weißen Rosen und ihr Auge sah traurig an den Boden. Der Wanderer stürzte hin, faßte ihre Hand und wollte ihr ins Auge sehen. Da krachten die Felsen, es brach, es sank — — und er stand wieder draußen, allein in der Winternacht, vor dem Ilsenſteine und besann sich, wie nach einem Traume. Traurig ging er weiter, und sang leise vor sich hin und der Mond schien auf seinen einsamen Weg. Da begegnete er seinem Freunde; der kam aus dem Bodethale. Er schleppte schwere Säcke und hatte Hut und Tasche voll. „Ich bin in der Didiamshöhle gewesen," sagte er, „und der schwarze Zwerg hat mir gegeben, so viel ich wollte und tragen mochte. Wie ist es Dir denn gegangen?" „Ach," sagte der, „ich habe die Prinzessin Ilse gesehen und will jetzt einsam durchs Land ziehen." — „Willst Du nicht mit nach Frankfurt?" fragte der.

„Nein, grüße mir Alle daheim und lebe wol!“ — Da trennten ſie ſich.

So erzählte mein Führer. — „Und wer meinen Sie, daß dieſe Beiden geweſen wären? Der in der Didiamshöhle war, das war Rothſchild, und der die Prinzeſſin Ilſe geſehen hat, das war Goethe.“

Ein altheſſiſcher Edelſitz.

In den heſſiſchen Bergen liegt ein altes trautes Schloß; einſam, gar nicht berührt von den Mißklängen einer trüben Zeit; hohe Tannen rauſchen vor ſeinen Fenſtern und den Blick begrenzen weichgeformte, ſchön gebaute Berggruppen. Dieſes Schloß hat eine anmuthige Geſchichte; wie der Epheu um ſeine Mauern, ſo rankt um ſeinen Namen eine reiche farbenfriſche Tradition. Es ſind nicht die Ereigniſſe des Krieges, die dieſe Räume geweiht haben, kein Schlachtenheld hat mit dem Glanze ſeines Namens dieſe grüne Einſamkeit verklärt: Eſcheberg bewahrt nur die liebenswürdige Erinnerung an ſchöne Thaten des Friedens; Kunſt und Wiſſenſchaft ſind die gefeierten Gäſte dieſes Edelſitzes geweſen. Und wenn auch der alte, freundliche Herr, der dieſen Künſtlerfreiſtaat gegründet, gern ſeiner Abenteuer an Ebro und Bereſina gedenkt, ſo wird doch das ſein ſchönſter

Ruhm bleiben, der in Herzen lebt, die ſonſt nur für die höchſten Intereſſen der Menſchheit ſchlagen und das ſein reichſter Lohn, daß ihn die unbeſtechliche Stimme der öffentlichen Meinung den „kurheſſiſchen Mäcen“ genannt hat. Man muß dieſen würdigen Edelmann geſehen haben, man muß in ſeinem überaus freundlichen Schloſſe geweſen ſein, um ſich die Verehrung und Liebe erklären zu können, die ſich bei einer ſo großen Anzahl von Männern, die das deutſche Volk zu ſeinen beſten zählte, an die Namen Eſcheberg und Malsburg knüpft. Wo man die Kunſt ehrt, da ehrt ſie wieder, und in der That! es giebt wohl Wenige, die wie dieſer Mann mit dem Greiſenhaupt und den Jünglingsaugen Geld und Gut, ja ein ganzes Leben an die ſtillen Verdienſte um den Cultus des Schönen verwendet haben. Dieſe prächtigen Zimmer mit den Ahnenbildern öffnen ſich am freundlichſten den Rittern vom heiligen Geiſte; dieſe edlen feurigen Weine werden am reichſten den Lippen kredenzt, die ſonſt nur vom Waſſer der Hippokrene trunken ſind — und das Fremdenbuch, in das jeder Geiſt als unſcheinbaren Dank freigebigſter Bewirthung ſeinen Namen ſchreiben muß, zeigt nur jene kleinen unleſerlichen Züge großer Denker und vielgeleſener Poeten. Den ſchönſten Wandſchmuck der Zimmer bilden wohlgeordnete Bücherreihen; dieſer literariſche Reichthum iſt überraſchend, alle ſonſtige Pracht des Hauſes verſchwindet dagegen. Den

Digitized by Google

ganzen Raum der oberen Etage nimmt eine Bibliothek ein, wie man sie in dem Umfang und der Auswahl wol nicht zum zweiten Male bei einem Privatmann findet; auf großen Tischen liegen in hohen Schichten die vorzüglichsten Bildwerke, eine Sammlung von etwa 20,000 Blättern, und an den Wänden prangen in glänzendem Gewand die Autoren aller Zeiten und Länder. Das classische Alterthum gesellt sich zu den poetischen Schätzen deutscher Vorzeit; aus dieser Fundgrube romanischer Literatur hat weiland Tieck, hat sein Freund und Richtungsgenosse, E. v. d. Malsburg, der Bruder des Besitzers von Escheberg, reiches seltenes Material zu Arbeiten gewonnen und noch jüngst fand Geibel in diesen voluminösen Bänden spanischer Dichter den köstlichsten Schatz südlicher Volkspoesie. Aber auch bei seinen orientalischen Studien hat Bodenstedt diese Bibliothek zu Rath gezogen und unter den Auspicien der Escheberger Penaten sind seine „Völker des Kaukasus" entstanden. Es ist eine Fülle von unbekannten oder unbenutzten Quellenwerken unter diesem Bücherwald versteckt, die manchen Autoren glücklich machen könnte; und in Kisten und Kasten liegt eine Masse von geschriebenen Blättern und Heften verborgen, deren Zusammenstellung für den Sammler und das Publikum von gleichem Interesse sein müßte.

Kein Wunder, daß dieses helle Haus, das all' seine

Gäſte mit einem freundlichen „Salve“ empfängt, eine ſolche Anziehungskraft übt. Da fehlt auch nichts, was dieſen kleinen Staat frei von der Außenwelt und durchaus genügend in ſeinen innern Verhältniſſen machen könnte. Die Bibliothek, das Theater, der Park mit ſeinen Höhen und Tiefen, ſeinem Teich und ſeinen Tempeln, die Berge, die ſich wie ſchirmende Wächter um dies Aſyl geſtellt haben, dazu der liebenswürdigſte Wirth: in der That, Eſcheberg iſt ein kleines Paradies. Das Fremdenbuch enthält in Wort und Poeſie die intereſſanteſten Beiträge zu der Geſchichte desſelben und wir freuen uns, Einiges von dieſen vergilbten Blättern dem Publikum mittheilen zu können.

Von den Brüdern Schlegel exiſtiren nur noch Privatbriefe, ebenſo von dem Dichter des Griechenliedes, Wilhelm Müller; aber Tieck, deſſen von ihm ſelbſt verehrte Büſte das Bibliothekzimmer ziert, hat ein Gedicht hinterlaſſen, deſſen Anfangszeilen wir copiren:

Wer möchte nicht ein Deutſcher ſein
Wenn in der Beſten Mitte
Er Tugend ſieht und Sitte?
Wenn ihn der hohen Ehre Schein,
Wenn Demuth, ſtolze Milde
Ihn grüßt im edlen Bilde?

Kalckreuth und Sydow, ein paar Poeten der Vergangenheit, feiern die Eſcheberger Waldeinſamkeit in

zierlichen Sonetten und E. v. d. Malsburg, der heut nur noch von der Literaturgeschichte genannte Romantiker, besingt in seiner innigen „frauenhaft-weichen" Weise den Frieden, der unter diesen „trauten, alten Bäumen" wohnt. Der Kurfürst Wilhelm von Hessen und der Prinz von Isenburg schreiben sich ganz bescheiden unter Philippine Caleuberg, die heut zu Tage nur noch in bestaubten Musenalmanachen lebende Dichterin:

Heil der Sonne, die den Schleier
Finstrer Wolkennacht zerreißt!
Auf den Bergen wohnt sich's freier,
Heitre Höhe frommt dem Geist.

Carl Friedrich Gerstäcker, der seiner Zeit so berühmte Sänger und heut im Namen seines Sohnes, des bekannten Reiseschriftstellers, fortlebende, hat auch die Escheberger Bühne einmal betreten, der Dichter Malsburg besingt ihn:

Wenn Dein Lied in sanften Tönen
Seele füllt und Ohr,
Trägt es uns zum Quell des Schönen
Wunderbar empor. ꝛc.

Graf Löben, der unter dem Namen Isidorus Orientalis seiner Zeit so überschwenglich gefeierte Romantiker, schließt ein längeres Poem:

Grünet fort, ihr lieben Buchen
Und wenn um die Frühlingszeit
Nachtigallen Euch beſuchen,
Machet Eure Aeſte breit.

Denke freundlich Deiner Gäſte,
O, Du wirthlich grünes Haus,
Einſt im Schatten Deiner Aeſte
Ruh' auch ich wol wieder aus!

Der Hiſtoriker Rommel, der Dichter Fr. Straß, die Holſteiner Reventlow und Baudiſſin geben in großen Zügen Nachricht von ein paar frohen Tagen; und Franz Kugler ſchreibt, als er vom „Freiſtaat" Eſcheberg zu ſcheiden gedachte:

Wer herkam aus dem flachen Land,
Dem ſind die Berge doppelt ſchön,
Wer in der Fremde Liebe fand,
Der ſagt ſo gern: auf Wiederſehn!

und als er wirklich ſchied:

Und wenn das Scheiden ward ſo ſchwer,
Und endlich muß von hinnen gehn,
Und die drei Tage nimmermehr
Vergeſſen kann: — auf Wiederſehn!

Emanuel Geibel verewigte ſeine Tage von Eſcheberg durch ein herzliches Scheidelied:

Leb wol Du grüne Wildniß,
Leb wol Du froher Ort,
Ich trage ſtill Dein Bildniß
Im Herzen mit mir fort.

Und wenn der Stürme Toſen
In's Ohr mir draußen ſchallt,
Denk' ich an Deine Roſen,
Denk' ich an Deinen Wald.

Da wird hinweggenommen
Das wüſte Lärmen ſein,
Da wird es auf mich kommen
Wie ſtiller Mondenſchein.
Und Deiner Quellen Fließen,
Und Deiner Wipfel Wehn,
Wird wie ein ſtilles Grüßen
Durch meine Lieder gehn.

Auguſt Ludwig von Rochau ſpricht „vom einigen deutſchen Reich, dem wir treu bleiben wollen, wenn Alle untreu werden!" und Rahden, der durch ſeine „Wanderungen" bekannte „alte Soldat," meint ganz naiv:

O Eſcheberg, o Eſcheberg,
Wie biſt Du doch ſo ſchön!
Wer hier gelebt, wer hier geliebt,
Mag gar nicht weiter gehn!

Friedrich Bodenſtedt, der hier in Eſcheberg mehr fand, als ein paar frohe Tage, ſingt bei ſeiner Abreiſe nach Italien (1846):

Der Lenz war gekommen, das liebliche Kind,
Mit all' ſeinen Blüthen und Freuden,
Mit ſchwellendem Graſe und Blumengewind
Die ſchlummernde Erde zu kleiden.

Es dufteten die Blumen im Gartenhain,
In den Bäumen ſingt es und ſchwirrt es,

Und es lächelt dazu und ladet mich ein
Das freundliche Auge des Wirthes.

Gern ließ ich mich nieder im gaſtlichen Haus
Ein fernher gepilgerter Wandrer, —
Und die Freude zog ein und die Sorge zog aus,
An Herz und an Geiſt ward ich ein Andrer.

Und freudig erhellt ſich mein ſonſt trüber Blick
Ob vielfachen Irrſals und Leidens —
Ein trüber Gedanke nur ſtört mein Glück:
Der trübe Gedanke des Scheidens!

Denn ernſt tönt in's Ohr mir des Weiſen Wort:
Der Mann ſoll in Ruhe nicht wandeln! —
Es ruft mich zum Kampfe, zum Leben fort,
Zu denken, zu ſtreben, zu handeln! —

So lebt in den ſtillen Mauern dieſes gaſtlichen Hauſes das Andenken an viele hervorragende Männer der Vergangenheit und Gegenwart; und der dieſe Zeilen geſchrieben hat, ſendet mit dieſem Gedenkblatte tauſend Grüße an Eſcheberg und ſeine Bewohner.

Es ſind nun fünf Jahre, ſeitdem ich dieſe Zeilen geſchrieben habe. An jenem Tage ſaß mir Friedrich Bodenſtedt gegenüber und ſchrieb an ſeiner „Ada.“ Ach — es war eine herrliche, friſche, bewegte Frühlingszeit! Aber die Zeit iſt dahin und Vieles mit ihr. An dem Tage im Januar 1855, an welchem ich die Trauerkunde von dem Tode unſers unvergeßlichen

Max Waldau erhielt, ſah ich auch den Kammerherrn von der Malsburg zum letzten Mal. Er war nicht mehr ſo munter, ſo lebhaft friſch, wie in früheren Tagen; ſein Auge blickte ſo wehmüthig und es war, als ſähe er ſchon das Ende voraus. Und das Ende kam; am 18. November 1855 ſtarb er in Venedig und vier Tage ſpäter kam die Nachricht zu uns nach Deutſchland....

Wie trübe Kunde muß ich heut erfahren;
Der Mann dahin, deß Bild voll hehren Scheines
Noch vor mir ſteht! Deß Herz, ſo friſch wie keines,
Uns all' erfriſchte, die wir um ihn waren.

Hier ſchied ein Mann, der jung bei weißen Haaren,
Und adlig war, weil nimmermehr Gemeines
Er gut hieß; dem Nichts heil'ger war als Eines:
Die Kunſt in ihrer Herrlichkeit zu wahren.

Ich weiß, die Muſen trauern nun im Stillen
Um ihn, der ihnen ſtets ſo warm ergeben,
So treu ſie liebte, nur um ihretwillen.

Doch wir auch ſollten trauern; denn die Alten
Mit warmer Seele ſcheiden aus dem Leben,
Indeß die Jungen immer mehr erkalten.

Jetzt iſt Eſcheberg einſam und nur ſelten noch kommt ein Gaſt der früheren ſchönen Zeit, um das Grab des guten luſtigen Kammerherrn zu beſuchen. Er ruht in dem Boden ſeiner Väter, die dunkeln Kaſtanien rauſchen über ihm, und in den Zweigen derſelben ſingen die Vögel, die ehedem in ſo manchem Dichterherzen verwandte Lieder geweckt haben! —

Eine Schaumburger Bauernhochzeit.

Zwischen der mittleren Weser und den Ausläufern der hannoverschen Deisterkette liegt, von Preußen, Hannover, den Lippe'schen Vaterländern und dem Bückeburger Fürstenthum umgeben, eine kurhessische Enclave. Es ist ein gar herrliches Land, wolgeformt seine Berge, trefflich bebaut seine Thäler: gutbewäßert, fruchtbar, und kräftig sein Menschenschlag. So klein es ist, so glücklich in sich geordnet sind all seine Verhältnisse, Alles anmuthig bestellt und abgerundet; man nennt es das Schaumburger Ländchen. Die Weserberge, die sich an die Ufer ihres schönen Flußes halten und dann mit dem Rücken bis auf drei Stunden weit in das nördliche Gebiet hineindehnen, scheiden es in zwei ganz kenntliche Theile. Der Bauer des Weserthales in den Aemtern Rinteln, Oldendorf, zum Theil auch Obernkirchen hat weder in Tracht noch in Sprache viel

Beſonderes. Wer den Bauern noch in ſeiner ganzen alten Herrlichkeit will ſitzen ſehen, der muß von den Weſerbergen herunter in das Auethal wandern. Hier bildet das Land ein vollkommenes Thalbecken, an der einen Seite läuft der blaue Deiſter, an der andern der dunkle, kohlenhaltige Bückeberg und die Wurzeln beider Berge begegnen ſich und ſchließen das breite Thal. Die Aue, ein kaltes Bergwaßer, fällt von hier in das norddeutſche Flachland, das ſich gleich bei den letzten heſſiſchen Dörfern aufthut, und auf der einen Seite bis Bremen, auf der andern bis Hamburg ans Meer reicht. Hier in den weitgebauten Dörfern der Aemter Rodenberg und Sachſenhagen wohnt der vorzugsweiſe ſo genannte „Schaumburger Bauer", kräftige breitknochige Männer; geſunde, üppige Frauen. Ihre Tracht iſt uralt; die Männer tragen auf dem langen, ſchlichtgeſcheitelten Haar breitkrämpige Hüte, ganz ungeheure Filzdeckel, die ſie „Dreimaſter" nennen, einen langen Rock von weißem Linnen, („Wand" mhd. wât), deſſen Taille ſehr hoch unter die Arme reicht, eine knapp anliegende kurze Hoſe von Manchester („Böxe"), hohe, bunte Strümpfe, und da, wo ſich beides am Knie begegnet, Schnallen von edlem Metall. Hohe Stiefeln, die auch eng anſchließen, zuweilen auch Schnallenſchuh, vollenden den Anzug. Recht derbe Fauſthandſchuh hängen zu beliebigem Gebrauche hinten am Rocke. Bemerkenswerth iſt es noch,

daß auf den großen Knöpfen ihrer Kleider immer das Bild eines Pferdes zu ſehen iſt; wie denn dieſes Thier ja das durchgehende, an Wuotans Roß erinnernde Symbol des ſächſiſchen Stammes war, und noch heute auch viel geſehen wird an Wetterfahnen und anderem Hausziertath. Die Kleidung der Frauen iſt ſehr maleriſch und in der That auch ſchon vielfach gemalt worden. Ihr Haar iſt reich und ſchönfarbig, aber ſie kämmen es immer unter die mit vieler Kunſt und ſehr edlen Stoffen geſtickte „Plittmütze", auch den weißen Nacken zeigen ſie gar nicht. Der Rock reicht hoch an den Hals, und dann ſchließt ſich noch eine dicke Korallenſchnur mit ſilbernem Schloſſe darüber. Ihr Kleid iſt „ſcharlaken," ein um die Hüfte ſchließendes und von da an in dichten Faltenſäumen bis auf die Waden reichendes ſcharlachfarbenes Gewand von einem feinen Frieſe („Friſat"). Ueber der hochgewölbten Bruſt tragen ſie ein ſilbernes Schild mit vielen Gravierungen. Unter dem Kleide ſieht man die rothfarbigen Strümpfe mit kunſtvollen bunten Zwickeln; an den Füßen haben ſie Schuhe mit großen ſilbernen Schnallen. Bei Regenwetter hängen ſie ein weißes Laken über Kopf und Rücken; ſonſt tragen ſie es zuſammengerollt unter den Armen und das helle Weiß ſticht dann vortheilhaft gegen das blendende Roth ab. Die Bauern dieſer Gegend ſind faſt ohne Ausnahme ſehr wolhabend,

manche sehr reich. Ihre Wohnungen sind ganz wie vor Alters, moosbedeckte, scheunenartige Gebäude; vorn die „Miste," dann durch eine hochgewölbte, breite Thür tritt man in die Flur. Auf der einen Seite stehen hinter den Krippen die Pferde, gegenüber das Rindvieh; am Boden gackern die Hühner und obenhin fliegen die Tauben, oder setzen sich mit dem andern Federvieh auf die Krippen. Am Ende sieht man eine Thür, daneben den Heerd, auf dem ein wunderlich großer Kessel steht. Durch die Thür geht man in die Stube, wo sich zur Essenszeit, oder sonst in müßigen Stunden, die ganze Familie, zu der natürlich auch die Knechte und Mägde gehören, einfindet. Ein Obstgarten umgiebt das Gebäude, und von einem hohen Hagen befriedet liegt ein jedes dieser Häuser neben dem andern.

So erscheint der schaumburger Bauer in Sprache, Tracht und Wirthschaft noch ganz, wie seine Väter vor hundert und aberhundert Jahren. Er hat in Recht, Sitte und Etikette einen wahrhaft aristokratischen Anflug, wie denn überhaupt Bauern und Fürsten die Einzigen sind, die in ihrer socialen Abgeschlossenheit viele echt nationale Elemente in ursprünglicher Reinheit conservirt haben. Es ist darum für Jeden, der deutsche Sitte und deutsches Leben liebt, von dem größten Interesse, in den Dörfern dieser Bauern ein Geschlecht zu sehen, das nicht wie eine abgeblaßte Reliquie ehemaliger

Digitized by Google

Herrlichkeit nur die Wehmuth anregt, ſondern ganz noch erfüllt iſt von Kraft, Geſundheit und urgermaniſcher Anmuth.

Zur höchſten Pracht entfaltet ſich dies Leben bei den feſtlichen Gelegenheiten, an welchen, nach der guten Sitte patriarchaliſchen Gemeinlebens, nicht nur die weite Verwandtſchaft, ſondern die ganze Freundſchaft, die dann ſchließlich viele Dörfer umfaßt, Theil nimmt. Vierzehn Tage vor der Hochzeit tritt ſchon der „Bitter“ ſeine Wanderung an. In jedem Dorfe iſt ein ſolcher Bitter, welcher den Spruch zu thun weiß und auch ſonſt in beſonderen Wiſſenſchaften erfahren iſt. Wiſſenſchaft nennt man nämlich auf dem Lande, was in der Stadt Handwerk heißt. Der Bitter geht im Sonntagsrock, mit einem Strauß am ſchwarzen Filzhute und mit einem hohen Stabe von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf. Wenn er in die Stube tritt, verſammelt ſich die ganze Hausgenoſſenſchaft, um die „Predigt“ zu hören, die ſie zwar Alle ſchon — Gott weiß, wie viele Mal! — vernommen haben, die ihnen aber immer neu und ergötzlich bleibt. Dieſe Rede, in ihrer göttlichen Naivetät, erinnert genau an die Schilderungen homeriſcher Schmauſereien. Sie lautet:

„Hier ſetz' ich hin meinen Stab
Und nehme meinen Hut ab;

Komme daher geschritten,
Hätt' ich ein Pferd, so hätt' ich geritten,
Weil ich aber das nicht hab',
So muß ich gehen bei Stecken und Stab.

Ich bin abgefertigt und abgesandt nebst freundlicher Begrüßung von Braut und Bräutigam. Der Bräutigam ist der ehr- und achtbare Johann — Nr. 3 in Algesdorf, benebst der viel ehr- und tugendsamen Jungfer Braut Engel Marie — Nr. 2 in Hohnhorst Da beide Personen als Braut und Bräutigam durch Schickung des Allerhöchsten bis auf priesterliche Einsegnung sich ehelich verlobet und versprochen haben, [1]) also gedenken sie ihr Ehrenwerk weiter fortzusetzen und zu vollenden, zu welchem Ende sie den hochgeehrtesten Herrn N. N. benebst der Frau Liebsten, Söhne, Töchter, Knechte und Mägde, in Summa das ganze Hausgesinde gern sehen und haben wollen. Also gelanget mein dienstliches Bitten an Sie, Sie wollen sich doch belieben lassen, und den instehenden Donnerstag [2]) als

---

1) Der Hochzeit geht eine feierliche „Löfte" (Verlobung) voran, zu deren Feier außer dem Amtmann, Actuar und sonstigen Gerichtspersonen auch noch Alle diejenigen geladen werden, welche später als Gäste der Hochzeit erscheinen. Aus der Theilnahme an dieser „Löfte" erwächst gewissermaßen eine moralische Verpflichtung, sich auch an der Hochzeit und deren Kosten zu betheiligen.

2) Der Donnerstag ist für die Hochzeit der Schaumburger Bauern der dies fastus.

den —ten September Morgens um 7 Uhr in des Bräutigams seinem Hause sich einfinden,

Daselbst den Branntwein und das Frühstück helfen verzehren,
Und nachher helfen den Kirchengang vermehren.

Um 12 Uhr werden Sie bei dem Herrn Pastor N. N. in Grove erscheinen und sich copuliren lassen. Nach geschehener Copulation werden Sie sich mit den invitirten Gästen und guten Freunden einfinden,

Und in Fröhligkeit helfen verzehren,
Was der liebe Gott an Essen und Trinken wird bescheeren.
Da werden Sie finden einen guten Wirth,
Der wird Ihnen geben, was Ihnen gebührt.
Gläser, Krüge, Stühle, Bänke, Tisch und Teller, [3])
Aufwärter und Einschenker, auch Koch und Spielleute.
An der Aufwartung soll kein Mangel sein,
In jedem Winkel soll ein Einschenker stehn.
Da soll auch sein gut Bier und Branntewein,
Rheinischer und Fränkischer Wein,
Dies Alles sollen Sie trinken aus Bier- und Branntweins-
gläslein fein.
Auch müssen sich machen die Mädchen fein glatt,
Die Schuhe fein schwarz,
Die Schürze fein bunt,
Die Brüste fein rund,
Damit sie den Junggesellen wol gefallen.

---

[3]) Löffel und Messer muß jeder Hochzeitsgast mitbringen. In der „Hausrichtungen-Predigt" wird dies ausdrücklich gesagt: Stecken Sie sich gute Löffel und Messer bei, — Denn es wird viel zum Besten sein.

Haben ſie gleich Haare wie ein Mauſeſchwanz,
So ſollen ſie doch kommen zum Ehrentanz.
Auch müſſen ſich die Junggeſellen wol aufführen:
Die Haare gekrüllt,
Die Schuh geſchmiert, den Beutel gefüllt,
Damit ſie mit den Jungfern können hoch und niedrig ſpringen.
Auch müſſen ſich die Junggeſellen nicht zu voll ſaufen,
Daß ſie nicht mit den wackern Mädchen in die Winkel laufen.
Denn die Winkel ſind vergänglich,
Und die wackern Mädchen werden kränklich.
Beiderſeits — bleiben Sie bei Zucht und Ehren!
Denn wir gedenken auch einmal Braut und Bräutigam zu werden. —
Da ſollen Sie denn haben zwei Tage Hochzeit,
Und den Tag vier Mahlzeit.
Das Eine ſoll ſein gebraten,
Und das Andere geſaten,
Das Dritte und Vierte ſoll auch ſein verdiſtilirt.

Ferner thue ich Ihnen zu wiſſen, was wir werden einſchlachten: 10 Joch Ochſen, 20 Schweine, 40 Hammel, Hühner, Gänſe, und Krammetsvögel ſollen nach Schocksweiſe abgeſchlachtet werden.

Auch haben wir ausgeſandt drei:
Den Jäger auf die See,
Den Fiſcher auf den Schnee,
Den Haſenfänger auf die Windmühle.

Was die drei zuſammenfangen, das wollen wir den dritten und vierten Tag verzehren. Dann werden wir finden ſechs ledige Schüſſeln und in zwölfen wird auch noch nicht viel ſein.

Demnach bitte ich Sie, daß Sie nicht mögen meine wenigen Worte vorübel nehmen, denn ich bin noch nicht wol ſtudirt; wenn ich aber wiederkomme, will ich deſto beſſer ſtudirt haben.

Denn ich bin noch jung von Jahren,
Dünn von Haaren,
Schmal von Backen,
Viele Complimente kann ich nicht machen."

Dieſe „Predigt" iſt in der That ein ſo luſtiges Stück echter Volkspoeſie; ſo ſtämmig, knorrig und wildwüchſig, wie ſich's der Liebhaber nur wünſchen mag. Sie iſt ein uralt Erbſtück, Niemand weiß, wer ſie verfaßt hat. Sie geht von Hand zu Hand, von Mund zu Mund, und an den eigenthümlichen Text ſetzen ſich im Wechſel der Zeit und Verhältniſſe neue Triebe und Sproſſen an. So haben ſich dies- und jenſeits des ſ. g. „Brinkes" (der unſre Bauern in zwei Gruppen ſondert) ganz abweichende Lesarten gebildet, Varianten, deren Sammlung wol nicht unintereſſant ſein dürfte. Mein Gewährsmann, der Bitter aus Algesdorf, hat noch einen beſonderen Schluß ſeiner Predigt:

Kommen Sie doch,
Eſſen Sie doch,
Trinken Sie doch,
Machen Sie ſich fröhlich,
Stellen Sie ſich hierin nicht beſchwerlich.
Jetzt will ich ſchließen und ſagen: Adje!

In der Hausrichtungen-Predigt“ [4]) findet sich noch eine höchst muntere Abweichung bei der Entschuldigung wegen schlechten „Studirens.“

Hab ich meine Worte nicht gut gemacht,
So hab ich wol an die Jungfern gedacht.
Gestern Abend wollt' ich studiren,
Thaten mich die Jungfern vexiren;
Da sein sie vor mir anmarschiert,
Und haben mich zu Bett geführt.
Da haben wir zusammen gesessen,
Da hab ich mein Studiren vergessen.

Auch statt der Prosa-Einladung im Eingange giebt jene Predigt eine Versification, die ein weiterer Beweis zu der volksthümlichen, durchaus auf Tradition beruhenden Entstehung dieser poetischen Erzeugnisse ist. Es heißt daselbst nämlich:

Da ließ der Bauherr bitten um Söhne und Knechte,
Auch die Baufrau um Töchter und Mägde,
Hausvater und Hausmutter,
Junge und Alte, nebst ihren lieben Kindern groß und klein.
Und die sie können nicht hertragen,
Die lassen sie bringen auf Roß und Wagen.
Stellen Sie sich fleißig des Morgens .... ein.

---

[4]) Diese mehrfach erwähnte „Hausrichtungen-Predigt,“ wird — wie der Name andeutet, — bei Einladungen zu der Hausrichtung, welche bei den Schaumburger Bauern ein höchst feierlicher Act ist, gesprochen.

Die „Sprache dieser Predigten" ist die hochdeutsche, deren sich der Bauer als solenner in der Kirche und auf dem Amte gleichfalls bedient. Aber mit ihrer derb humoristischen Färbung ist sie nicht die polierte, aller Eigenthümlichkeit bare und abgewaschene Sprache unsrer Städte, sie hat vielmehr jenen characteristischen Anflug von Mittelalterlichkeit, den sie sich durch die Redeweise der Bibel und des Gesangbuchs — in der Regel die einzige Lectüre des Bauern — aufs Beste conservirt.

Wenn der Bitter zu Ende ist, trinkt ihm der Hausherr zu, und die Frau knüpft ein Band oder ein Tuch an seinen Stab, der dann bald bunt und leuchtend genug behängt ist. Denn im Dorf wird kein Hof übergangen. Aus der benachbarten Stadt werden nur der Amtmann, der Rentmeister und sonstige Ehrengäste geladen, welche der Bauer in seiner grob-körnigen Manier „Frifräter" (Freifresser) nennt, weil sie durch den Besuch der Hochzeit nicht verpflichtet werden, zu den Kosten derselben beizusteuern. Die Freifresser nehmen in der Regel auch nicht an der allgemeinen Mahlzeit Theil; es wird für sie ein besonderer Tisch mit ausgesuchteren Gerichten hergestellt. Am Ende seiner Fahrt löst der Bitter all' den flitternden Staat von seinem Stabe und — verkauft ihn an die Dorfmädchen um ein Kleines wohlfeiler, als sie sonst kaufen könnten. Der Erlös ist sein Honorar.

Digitized by Google

Indeſſen ſind auch Gäſte und Hochzeiter nicht müßig. Auf dem Hofe des Bräutigams wird ein Zelt aufgerichtet unter den grünen Bäumen auf der Wieſe. Die Diele wird geſäubert, es wird gekocht, gebacken, gebraten und vielfach hin- und hergefahren, zum Bierbrauer, zum Branntweinbrenner, zum Metzger und Muſikanten. Jeder Gaſt ſchickt eine Beiſteuer zum Hochzeitsmahl; Mehl und Butter der Eine, Eier und Schinken der Andere. Die Hochzeit wird nach altem Gebrauch durchaus als ein lucratives Geſchäft aufgefaßt.

Am Tage vor der Hochzeit wird die Mitgift der Braut aus dem elterlichen Hofe in den des Bräutigams hinüber gefahren. Die Ausſteuer beſteht durchweg in beweglichen Sachen, in Geld, und dem, was der Sachſenſpiegel „die Gerade“ nennt, „in Schafen und Gänſen und Kaſten mit aufgehauenen Läden, in Garn, Betten, Pfühlen, Kiſſen, Bett-, Tiſch- und Badelaken, in Zwelen (Servietten), Becken, Leuchtern, Lein- und allen weiblichen Kleidern, Umhängen, Fingerringen, Arngold und Büchern, die zu Gottes Dienſte gehören, ſo wie in mancherhand Kleinod, das man nicht alle aufzählen kann.“ — Am Hochzeitsmorgen in aller Früh, wenn noch die Hähne ſchreien, fährt ein Wagen mit Vieren aus, um die Braut einzuholen. Vorreiter voraus und vornauf die Muſikanten. Auf dem Wagen ſitzen zwei

„Brautknechte," die der Hochzeiterin als Ehrenwache committirt sind. Sobald sie auf dem Hofe angekommen sind, hat der eine Brautknecht das Recht, so viel ausgedroschenen Weitzen, als er mit einem Male heben kann, auf den Wagen zu schaffen, außerdem darf er fortnehmen, was nicht niet-, band-, wand- und nagelfest ist, weswegen um diese Zeit alle Ställe und Kammern wol verschlossen zu sein pflegen. Der andere Brautknecht muß die Braut suchen. Sie sitzt in ihrer Kammer im steifen Hochzeitsstaat und weint. Sie will unter keiner Bedingung mit. Kein Bitten hilft, kein Zureden. Der Brautknecht weiß sich keinen anderen Rath, als daß er die Braut fest um die Hüften faßt und so in den Wagen hineinträgt. Nach ihr steigen die Eltern, Schwestern und Kranzjungfern ein, Flachs wird nachgeworfen, ein Spinnrad und Hühner und Hähne werden eingenommen. So setzt sich der Wagen in Bewegung, unter lauter Hornmusik, in die das Federvieh, durch Spendelstiche der muthwilligen Brautjungfern aufgemuntert, mit Gackern und Krähen lustig hineinschreit. Auf einmal, wenn des Bräutigams Dorf in Sicht ist, fallen die Vorreiter in scharfen Galopp. Denn wer zuerst im Hofe anlangt, erhält einen dort aufgesteckten Besen, der zweite wird mit einem „Schluck" und einem Stück Kuchen belohnt. Die Ehre des Besens gönnt man in der Regel dem Bruder oder nächsten

Digitized by Google

Verwandten des Bräutigams. Der kühne Reiter beginnt nun, vom Pferde herab, daß ſich für den Bräutigam Etwas unterwegs befinde, worauf dieſer erwidert: er habe jetzt keine Zeit, Beſuche anzunehmen, er verbitte ſich das. Flugs ſchwenken die Vorreiter um und bringen der Braut die troſtloſe Nachricht. „Dann müſſen wir wohl umkehren," ſagen die Eltern, und die Braut läßt den Kopf hängen. Aber die Kranzjungfern reden zur Güte: „reitet doch noch einmal hin und ſagt dem Bräutigam, daß wir ſchon zu weit wären, um noch umkehren zu können, vielleicht nimmt er uns dann an!" Die Vorreiter kommen wieder herangeſprengt, und wirklich läßt ſich nun der Bräutigam bereden, „wenn's denn einmal ſo ſein müßte," die Braut anzunehmen. Darauf fährt der Wagen unter heller Muſik und Hühnergeſchrei in den Hof, wo ſich nun alles in Luſt und Heiterkeit in die Stube begiebt.

Wie derb und rührend ſpricht in dieſem ſymboliſchen Scheingefecht die reine Stimme germaniſcher Keuſchheit! Die jungfräuliche Befangenheit und das Erröthen des Mannes ſind hier zur epiſchen Darſtellung gebracht. Man nenne dieſe Bauern nicht roh; ſie haben ſich in der natürlichen Zartheit viel kräftiger bewahrt, als wir Städter. Sie haben nur ſtärkere Nerven als wir, ſind nicht blaß, und kennen von der Liebe weder die romantiſche, noch die platoniſche, ſondern Nichts als die

einfach natürliche Seite. Daher giebt es im Dorfe auch keine Liebesromane, und die Heirathen werden dort, juſt wie bei den Fürſten, ſelten nach Neigung, immer nach dem Prinzip der Ebenbürtigkeit geſchloſſen. Sie heirathen ſich nicht, weil ſie ſich geliebt haben, ſondern ſie lieben ſich, weil ſie ſich geheirathet haben.

Während nun der Bräutigam und die Braut und die ganze Sippſchaft in der Stube beim Frühſtück zuſammenſitzen, kommen allmälig auch die Hochzeitsgäſte heran. Hier aus der dichten Kaſtanienallee ſchreitet ein Paar, der Mann im ſchwarzen Sonntagsrock und mit dem Dreimaſter immer der Frau voraus, die einen Jungen an der Hand führt, der in ſeiner ſtrammen Kniehoſe, in der Tuchjacke mit den großen Pferdeknöpfen und der rothgeſtreiften Zipfelmütze in kurzen Schritten nebenher trabt. Fernher über den Wieſengrund, am Schlehdornzaune herauf, wandeln zwei Bauermädchen. Um den ſchlanken Leib ſchlägt ſich in kunſtvollen Falten der rothe Friſatrock, darüber ſich das buntbeſlitterte Mieder ſchließt. Wie leuchtet da vorn das Silberſchild hell in der Morgenſonne! Und die ſeidenen, ſchillernden Mützenbänder, wie ſie wehn und fliegen! Wie lieblich heben ſich dieſe Geſtalten im bunten Gewand von dem tiefen, ſaftigen Grün, über das ſie dahin ſchreiten! — Ueber die Chauſſee rollt ein Wagen mit Peitſchenknallen und wiehernden Roſſen. Alles bunt bebändert und

belaubt, die Geſchirre und die Leitern, und die ganze Geſellſchaft, die oben im Stroh lagert. Denn es geht ja zur Hochzeit — der ſonnige Himmel, die lachende Feldflur, die ganze Gegend feiert das Feſt mit. Auch der Schäfer, der ſeine Heerde auf's Stoppelfeld treibt, hat ſich ſonntäglich gekleidet. Er lehnt da auf ſeinem Stabe, wie der Uhland'ſche Schäfer; er ſieht bald gegen die Ferne und bald in den Himmel, der über ihm blaut, „ſo ganz, als woll' er öffnen ſich."

Um die Mittagszeit beginnt der Zug nach der Kirche. Vorauf jagen die Vorreiter, wol dreimal hin und wieder, durch die mächtige Pappelallee, die zum Kirchdorf hinanführt. Da reitet der Bürgermeiſter und der Bruder des Bräutigams und wem ſonſt noch Verwandtſchaft oder Freundſchaft ein Recht giebt. Die Pferde ſind phantaſtiſch aufgeputzt, ſie ſehen aus wie Streithengſte, die ins Turnier reiten wollen.

Sonderbar! daß gerade der Stand, der von den alten Rittern am ärgſten bedrückt wurde, berufen iſt, ſeine Traditionen und Erinnerungen in die neue Zeit hineinzutragen!

Die Muſchelzäume und koſtbar beſetzten Reitgerten blitzen ſo hell in den ſchwieligen Händen ihrer Reiter, als könnten ſie noch viel andre Dinge außer dem Pflug und dem Spaten regieren, und ſtolzer hat ſich wol nie ein Federbuſch über der goldenen Kopfbinde eines fürſt-

lichen Paradepferdes gewiegt, als hier über der harten Stirn des Bauerngauls, unter deſſen Huftritt der Boden zittert. Außer dem Pfeifchen im Munde hat ein Jeder noch ſein Branntweinfläſchchen in der Rocktaſche; Keiner geht vorüber, dem nicht zugetrunken würde. Auch die Maurersleute dort haben Feiertag. Sie haben ein Seil über den Weg geſpannt, und der Reiter muß wegen des Durchgangs erſt lange capituliren, den Beutel, und ſchließlich auch das Fläſchchen ziehen. Endlich langen auch die Fußgänger an. Hinter den Reitern zunächſt die volle Muſik, darauf der Bräutigam mit den „Bräutigamsknechten" und vielen Führern, alle mit Sträußen am Hut und in den Knopflöchern. Dann kommt die Braut. Auf dem Kopf trägt ſie eine hohe Krone von Glasperlen und allerlei Flitterwerk, Rauſchgold und bleigerahmten Spiegelchen. Ueber dem Tuchkleid vom feinſten Schwarz wallen nach hinten von der Krone herab koſtbare Bänder von Brokatſtoff, unten mit Spiegeln geſchmückt. Hinter der Braut geht die Nähterin, die ihr das Hochzeitskleid gemacht hat; ſie trägt, ſteif vor ſich hin, das dick vergoldete Geſangbuch der Braut, das, wie der Sachſenſpiegel ſagt, „zu Gottes Dienſte gehört." Rechts und links zur Seite der Braut die beiden Brautknechte, und hinten in blühender Schaar die Kranzjungfern, lauter friſche, reizende Bauerntöchter, mit Kronen, wie die Braut, gleichfalls in Schwarz,

über dem Kleid einen feinen Spitzenkragen und die Schnur von Korallen, von der nach hinten zwei blinkende Bänder niederfallen. Vorn auf der Bruſt hält ein ſilbernes Schild, in das der Name der Beſitzerin gravirt iſt, das üppige Mieder. In der Hand tragen ſie jede ihr Geſangbuch. — Die ganze Hochzeitsgeſellſchaft gruppirt ſich bunt dahinter. Den Hügel hinauf zur Dorfkirche bläſ't die Muſik die luſtigſte Tanzweiſe; ſie bläſ't ſo lange, bis die Vorreiter abgeſtiegen ſind, der ganze Zug in der Kirche und Alles in Ruhe iſt. Da dröhnt nun der mächtige, der herzergreifende Orgelſchall durch das freundliche Kirchlein; in den gefärbten Glasſcheiben bricht ſich der Sonnenſchein von draußen. Den Chor erfüllen die Brautjungfern, die, lebendigen, ſeltſamen Blumen gleich, um das hölzerne Geländer gereiht ſind. Mit ungeſchultem, aber wollautendem Geſange ſtimmt nun die Verſammlung den Choral an:

Es ſchloſſen, Herr, mit Hand und Mund
Die neuen Gatten ihren Bund.

Der Dorfgeiſtliche ſpricht ſeinen Segen und Alle beten im Herzen mit. Kein ſentimentales Schluchzen wird gehört, der Bauer weint nicht. Nur einige alte Männer, die am Morgen ſchon zu viel getrunken haben, wiſchen ſich heimlich die Augen. — Nach Beendi-

gung der Ceremonie, ganz unmittelbar, beginnt nun der ausgelaſſene Hochzeitsjubel. Die Muſik ſetzt mit ihrem Hopſer wieder ein, die Vorreiter ſteigen auf, und bergab geht es mit aller Luſtbarkeit. Künſtlicher Vermittlung bedarf das Bauernleben in ſeiner ungeſchwächten Naturkraft nicht.

Nun macht die Braut allerlei Fluchtverſuche. Die bräutliche Verſchämtheit ſucht ſich noch einmal kräftigſt zu ſymboliſiren. Von den Krauzjungfern begünſtigt, aber von den verantwortlichen Brautknechten ſcharf bewacht, ſucht ſie in dieſes oder jenes Haus am Wege zu entkommen. Wenn es ihr gelungen iſt, folgt der ganze Zug mit Muſik und Reitersleuten nach, ſo daß Stuben und Flur ſich füllen, und die Reiterei oft keinen andern Ausweg weiß, als durchs Fenſter hinauszuſetzen. Die Braut folgt nun ihren Ehrenwächtern nicht anders, als bis dieſe ſich zu einem angemeſſenen Geldgeſchenk verſtanden haben, welches dann ſofort zu Kuchen und Getränk verwendet wird. Nach mehrſtündigem Hin- und Herziehen erreicht der Zug das hochzeitliche Gehöft wieder, wo nun die Tafel ſchon gedeckt iſt. Da ſetzen ſich die Gäſte nieder, Jeder mit dem Holzlöffel, den er ſelbſt mitgebracht, mit dem Meſſer, das jeder in der Taſche führt; Gabeln kennt der Schaumburger Bauer nicht. Der Küchenmeiſter, der ſeines Zeichens Maurermeiſter und nebenher Dorfſchlachter iſt, beginnt nun

seine Function. Alle seine Gesellen und Lehrlinge sind in weißer Schürze thätig, die Schüsseln und Kufen hin- und herzutragen; er selbst steht, wie ein Feldherr, in der Küche, die ganz an die Waldküche der Nibelungen gemahnt. Am vorüberströmenden Bache aufgebaut steht da ein weiter Bretterverschlag, nach oben unbedeckt; auf dem platten Boden flammen riesige Holzscheite, ganze Baumstämme, und darüber, an eisernen Ketten, schwanken die Kessel, in welchen tiefe Suppenmeere, ungeheure Reisberge und mindestens zwei Ochsen und mehrere Schweine auf den Hunger der Gäste warten. Daß für einige hundert Thaler Fleisch und an 300 „Stuten" (Milchbrode) außer den achtzig Hochzeitskuchen verzehrt werden, ist nichts Unglaubliches, denn der Schaumburger Bauer hat guten Appetit, besonders wenn's dabei zu trinken giebt. Und daran fehlt es natürlich auch nicht. Der Kellermeister mit seinen Jungen schafft in der Trinkstube aus drei Fässern ab und zu. Das Märchen vom Tischchen-deck-dich wird auf einer Bauernhochzeit im Schaumburger Lande zur buchstäblichen Wahrheit. — Bei der Mahlzeit müssen die Bräutigamsknechte der Braut den Schuh, wenn's gelingt, auch den Strumpf ausziehen, auf jeden Fall aber das Strumpfband rauben. Die Brautknechte dürfen das natürlich, als Ehrengarde der Braut, nicht dulden, worüber es dann — unter dem Tisch! — ein Zerren

und Balgen giebt, wobei nicht ſelten Blut fließt. Was würden unſere Dämchen dazu ſagen, wenn ihre zarten Beine auf ſolche Weiſe in's Handgemenge kämen! Das Schaumburger Bauernmädchen lacht dazu und läßt Alles mit ſich machen, als wenn's gar nicht ihr Bein wäre, dafür haben die Brautknechte zu ſorgen. Gemeiniglich ſiegt die Partei der Räuber, die alsdann mit Band, Strumpf und Schuh triumphirend abzieht und den Raub erſt nach langem Wortwechſel und gegen eine feſtgeſetzte Summe den Brautknechten zurückgiebt. Draußen, um die Waldküche, hocken dann die alten Bettelweiber und alte Strolche der Umgegend, die auf Broſamen warten. Aber in die Küche wird Niemand gelaſſen; am Eingange hält der Feldhüter mit einer roſtigen Pike Wacht. Gelegentlich treibt auch der Obergensd'arm, ein wahres Prachtſtück von altheſſiſchem Humor, ein Paar von ſeinen Kunden auf, Vagabunden von der Landſtraße. „Es koſtet ja mein Geld nicht," ſagt er, und wirft ihnen Fleiſch und was ſonſt zur Hand iſt, auf den Holzteller, und die Schwindler, die ſich für Berliner Kinder ausgeben, eſſen das Schaumburger Rindfleiſch und den Reisbrei dazu mit einem Appetit, der wenigſtens dafür zeugt, daß ihr Geſchmack durch Diners bei Joſty und im Burgkeller noch nicht verdorben ſei.

Nach aufgehobener Tafel werden die Ehrentänze

gemacht. Auf der Hausdiele, rechts von verwunderten Pferdeköpfen betrachtet, die hier aus ihren Ställen hervorlugen, und links von wiederkäuendem Rindvieh, also recht in der Mitte ihres Reichthums, steht die Braut, noch immer in dem festlichen Ornate, der erst gegen Mitternacht abgelegt wird, ringsum geschaart das junge, vergnügte Volk. Da tritt des Bräutigams Bruder hervor, macht sein Compliment vor ihr und chassirt, den Hut im Arm, drei-, viermal an ihr vorüber, während die Musik im langsamen Tacte dazu spielt. Plötzlich schlägt sie in den rascheren Tact über, und es beginnt nun der eigentliche Tanz, so ruhig, schön und ebenmäßig, wie man selten etwas sehen kann. Die Braut verzieht bei dieser ganz in steifem Styl gehaltenen Ceremonie so wenig eine Miene, als ihr Tänzer. Nach Beendigung der Tour geleitet er, gravitätischen Schrittes, die Braut auf ihren Platz, greift in die Westentasche, tritt vor den Musikantenführer, welcher im Pelz dasitzt, quer über der Violine sein Pfeifchen schmauchend, und reicht ihm mit dem tiefsten Ernste ein Silberstück für den Tanz. Dieselbe Weise wiederholt sich für alle Personen der nächsten Verwandtschaft und wer sonst dadurch geehrt werden soll, und es gehört in der That die Lunge eines Schaumburger Bauernmädchens dazu, so Stunden lang, unter dem drückenden Staat, in dem enggeschlossenen

Kreiſe herumzutanzen, bis der Verwandtſchaft und der Muſik der Athem ausgeht.

Mittlerweile, wenn's anfängt zu dämmern, gehen die Alten aufs Kaffeetrinken aus; jedes Haus iſt geöffnet, in jeder Stube ſteht Kaffee und Kuchen, jeder Gaſt iſt willkommen. Die Jungen beginnen indeß ſchon zu tanzen, die Lichter im Tanzzelt werden angezündet, die Muſik theilt ſich, die eine Hälfte auf der Diele für die Alten, die andern in's Zelt für die Jungen. Denn unerſättlich, recht nach Art der unverdorbenen Naturen, ſind dieſe Bauern im Genuß der feſtlichen Freude; ſie ſetzen der Luſt und dem verzehrenden Elemente der Freude dieſelbe Stetigkeit entgegen, als der Wucht ihrer Wochenarbeit und aller Lebenslaſt. Die Alten tanzen mit derſelben Leichtigkeit, wie die Jungen, und dieſe ſind dabei nicht minder ehrbar und geſetzt, als jene. Der Tanz der Schaumburger Bauern iſt bei Weitem der ſchönſte und eleganteſte, den ich je geſehen habe. Hier iſt nichts von dem wilden, kunſtloſen und oft unverſtändigen Schwenken, wie bei unſerm ſtädtiſchen Tanzen, gebräuchlich; vielmehr iſt ihrem „Berliniſch", „Lang-Engliſch", Acht-Tourigen" und der „Ecoſſaiſe", zuſammen ein ſo kunſtvolles Drehn und Wenden, ein ſo graziöſes Vorwärtsſchreiten und ein ſo geſetztes Auflöſen der Ordnung eigen, daß ein Städter ſchon gar nicht Theil nehmen könnte, auch wenn er's ſonſt

aushalten möchte, halbe Stunden lang so in Einem hin und ohne Aufhören fortzutanzen. Dabei ist es dann komisch genug, wenn die Zipfelmützen der Bauernburschen genau im Tact und Tritt des Tanzes hintenüber auf und niederschwanken. Nach jedem Tanze stellen sich die Mädchen wieder zusammen, und von der Bewegung glühend stehen da nun diese schlanken, zierlichen Gestalten mit den feinen, fast aristokratischen Gesichtern, mit blauen Augen und blondem Haare; merkwürdig genug, da die Männer durchschnittlich in Auge und Haar dunkel sind. Die Aufforderung zum Tanz geschieht ohne weiteres Ceremoniel, man umfaßt das Mädchen, welches sich dann in der Regel leicht hingiebt. Gewöhnlich hat jedes Mädchen ein für allemal seinen Tänzer, der ihm auch sonst gut ist; aus solch' einem Tanzengagement pflegt dann nicht selten ein Engagement für das Leben zu werden. Zwischendurch bringt der Kellermeister und seine Gesellen zu trinken; auch tanzt er einmal mit hinein, wobei dann seine weiße Schürze und das Handtuch an der Seite lustig herumstäuben. So wird es Mitternacht, und mit einemmal hält der Tanz ein Weilchen ein; es geht nun zur „Gifte". Oben im Zelt, an einem Tisch, sitzt ein Verwandter des jungen Mannes, vor sich eine große Schaale und Schreibzeug. Er ruft zunächst die Verwandten auf, welche eine Geldsumme in die Schaale werfen, deren

Größe er laut verkündigt und dann nebst dem Namen des Schenkers aufschreibt. So tritt der Reihe nach, während eine sehr ernsthafte Musik dazu gemacht wird, ein Gast nach dem andern hinzu, um sein Scherflein darzubringen, und Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Musik im Verein sind wol geeignet, diesen Act ebenso feierlich als einträglich zu machen. Auf großen Hochzeiten kommen auf diese Weise nicht selten an die tausend Thaler zusammen, die zum Theil für die Hochzeitskosten aufgewandt werden. Der Rest bleibt dem jungen Ehepaar. Diese Gifte hat einige Aehnlichkeit mit unsern Polterabendgeschenken, die dann freilich nicht oft so bedeutend ausfallen.

Nach Beendigung dieser Finanzoperation beginnt der Tanz wieder, und nun mit der größten Ausgelassenheit. Die Kranzjungfern haben ihre Kronen abgesetzt und die schwarzen Röcke aufgeschürzt, so daß die rothen darunter drastisch hervorleuchten, und nicht selten wirft nun ein starkarmiger Bursch seine Tänzerin kühnen Schwungs hoch in die Luft, aus der sie dann ganz zierlich wieder herniederschwebt. So geht es, bis der Morgen graut. Dann, wie es bei einem rechten Hoflager sein muß, sucht Jeder eine Ruhestätte, wo er sie findet, und schlummert eine kurze Weile, bis in den sonnigen Morgen hinein. Unter Musik wird alsdann der neue Tag

Digitized by Google

und die neue Luſt begonnen, und erſt ſpät in der folgenden Nacht verſtummt der Hochzeitsjubel.

Es gehört eine unendliche, eine bewundernswerthe Kraft dazu, ſo lange und mit ſolcher Ausdauer genießen zu können. Wie ganz erinnern mich dieſe Schaumburger Bauern an die Germanen der Vorzeit, die auch tagelang auf der Bärenhaut und beim Trinkgelage liegen, dann aber auch eben ſo lang in Streit und allem Ungemach ausharren konnten; und im Umgange mit ihnen habe ich ganz dieſelbe Empfindung, die mich ehedem aus den Gedichten und Bildern des Mittelalters ſo wunderbar ergreifend anheimelte.

Helgoland.

(1852.)

„Land, Land!“ ſcholl es vom Verdecke, und wie ein electriſcher Funke zuckte das Wort durch die ganze Schiffsgeſellſchaft bis hinunter in die Kajüten. Selbſt die kleine Leontine, welche ſeit ein paar Stunden ſchon regungslos neben mir gelegen hatte und nur mit ſchmerzensreichen Blicken für die kleinen Dienſte danken konnte, die ich ihr leiſtete, hob das bleiche Köpfchen und lächelte. Wie überraſchend ſchön trat nun die rothe Wand aus der dunklen Meeresebne heraus und wie wolthätig wirkte der Eindruck. Der Menſch hält dies Schweben zwiſchen Himmel und Waſſer nicht lange aus; der Boden unter ſeinen Füßen darf nicht ſchwanken, wenn er ſich behaglich, ſicher und feſt fühlen ſoll. Und dies Gefühl war den Paſſagieren des Mercator, ſo viel deren waren, bis auf die Neige ausgegangen, und da

das schöngebaute, ruhigarbeitende Fahrzeug seine Wasserstraße stolz durchwandelte, war vielleicht von den hundert Männern und Frauen, die mit hellem Kopfe und leichtem Herzen in Hamburg hineingestiegen waren, kaum der Eine oder der Andre, dem jeder Wellenschlag nicht Herz und Kopf zugleich verdunkelt und beschwert hätte. Nun aber sollte ja das Alles bald vorbei sein; denn der Capitain sagte in seinem Deutsch mit dem englischen Accent, das mir jetzt ganz trostreich klang, wiewol ich's sonst nicht hören mag: „Noch ein' Viertelstund' und wir sind da!" Unterdeß hatte die Felsenwand Gestalt und klare Farbe gewonnen. Auch durch den Himmel flog ein Sonnenblick, und während das Meer hinter uns im tiefen Finster der Wolkenschatten wogte, schlugen blinkende Wellen an die in grellen Farben brennende Felsenwand. Der Anblick war wunderbar schön; solches Farbenspiel kann man auf dem Lande nicht erleben, weil Licht und Schatten nirgends so schnell und überraschend wechseln als hier. Die Luft klärt sich in einem Augenblick aus dichtem Dunst in die sonnigste Reinheit; und eine durchsichtige Atmosphäre wandelt sich eben so schnell in ein breitschichtiges Wolkenmeer, das dunkel über dem Wassermeer dahin zieht. In diesem Augenblick schlug ein Sonnenschein durch die Nebelmassen, die nach beiden Seiten zurücktraten und das glänzende Bild in schwarzen Rahmen faßten. Auf dem weißen

Uferſande ließen ſich ſchon ganz ſtattliche Gebäude unterſcheiden; dahinter ſtieg in wuchtiger Maſſe die rothe Wand empor, deren grünbedecktes Haupt freundliche Häuschen ſchmückten. Ueber Alles hinweg ſchaute der Leuchtthurm, in deſſen gläſernem Dache die Sonne prachtvoll reflectirte. Rieſengroße Schlagſchatten fielen in das hintere Meer und färbten den Hintergrund des effectvollen Bildes. Nun krachte ein Salutſchuß vom Lande und die Antwort von unſerm Schiffe hallte in den Schluchten Helgolands wieder. Zwiſchen der Inſel und den Dünen, die ſich zu unſrer Rechten lang ins Meer hinausſtreckten, warfen wir Anker — noch zwei Schüſſe fielen, und vom Lande ſtieß das erſte Fährboot mit ausgeſpanntem Segel und wehender Flagge ab, während hoch vom Felſen herunter Helgolands grün-roth-weiße Fahne flatterte.

Grün iſt das Land,
Roth iſt die Wand,
Weiß iſt der Sand:
Das ſind die Farben von Helgoland!

Ein Schifflein nach dem andern ſtieß vom Strande, an dem ſich bald ein buntes Leben erkennen ließ. Langſam arbeiteten die Fahrzeuge ſich durch die Engpäſſe der Klippen, die hier die Inſel umgürten, den Schiffsgäſten gewiß zu langſam, deren Lebensmuth nun wieder erwachte, da ſie ſich jetzt doch wieder er-

träglich feſt fühlten, und in beruhigender Nähe die Sonne auf Land, Leute und ſogar auf Gebäude ſchien, deren hotelmäßiges Aeußere nicht einmal von hier aus ſich verkennen ließ. Wie wenig braucht der Menſch doch, um ſich behaglich zu fühlen! Sicher nichts weiter als einen Augenblick voll Unbehagen, der ſeine Empfindungsfähigkeit für das Empfängniß der natürlichſten Eindrücke erſt rein wäſcht. Und in der That — leer genug fühlten ſich dieſe armen Paſſagiere, die an der kraftvollen Hand der Lootſen in die Böte hinunterſchwankten; die Genüſſe die ihrer warteten, konnten hier voll genug wirken. Langſam ſchwankten die Böte wieder hinüber, und die letzte Station des Purgatoriums wartete der ihrer Erlöſung entgegen ſchmachtenden Seelen: an der Landungsbrücke, die auf den Strand führte, bildete die ganze Badebevölkerung Spalier. Vergnügte Mädchenköpfe, ſpöttiſche Altweibergeſichter, modiſch geſchnittene Fracks, naturwüchſige Fiſcherhüte, bunt durcheinander: und zwiſchen hindurch wandelten die bleichen, kranken Geſtalten den zitternden Steg der Läſterallee, und mußten ruhig anhören, wie man ſie laut muſterte, zählte, auslachte. O, die Noth iſt ſehr erfinderiſch, und hier in Helgoland will man ſo gut unterhalten ſein, als ſonſt an einem Badeorte; und doch liegt Helgoland — eine Felsſpitze mitten in dem unendlichen Meer — Meilen, viele Meilen weit von

dem ärmlichſten Punkte menſchlicher Sorge und Cultur! Aber man weiß ſich zu helfen, hier ſo gut, vielleicht noch beſſer als ſonſt irgendwo. Alle Etabliſſements ſind ſo comfortable eingerichtet, dabei ſo unterhaltend originell, daß man ſich's die Badewochen wohl darin gefallen laſſen kann; die Speiſeſalons bieten eine Eleganz und Fülle, wie ſie nur den Hamburger nicht überraſchen wird; Promenaden giebt's hier freilich nicht, wenigſtens nicht was ein ehrlicher Deutſcher ſo zu nennen pflegt. Hier zeigt jeder Wegweiſer ins Waſſer; da geht's nach England, da nach der ſchleswig'ſchen Küſte und da nach Hamburg; die Bootfahrten haben kein Ziel. Man läßt ſich eine Meile von den Wellen ſchaukeln, macht den ſchwachen Verſuch eine Möve zu ſchießen oder einen Dorſch zu fangen und kehrt dann auf das Eiland zurück; man hat eine Promenade gemacht. Nun, die Inſel ſelbſt hat auch ihre Wege. Da iſt der breite Strand mit ſeinen Pavillons und dahinter die kleinen Gaſſen des Unterlands; da iſt die ſtattliche auf mächtigen Unterbauten ruhende Brücke, die, faſt zweihundertſtufig, an dem rothen Felſen emporführt in's Oberland; da iſt der Weg an der Falm, den man ſo gern wandelt, um einen Zug in dieſe ſcharf geſalzene Meerluft zu thun, wenn man nicht lieber an dem Holzgeländer lehnt, um in die Unendlichkeit zu lauſchen, deren Wogenſchlag an den Felsſäulen ſich bricht. Ja, man kann noch weiter

gehn — man hat hier ſogar Alleen. Freilich nicht jene anſpruchsvollen, kiesbedeckten Wege, über denen ſich duftvolle Lindenkronen wiegen — die Kartoffelallee im Oberland, ein langer, ſteiniger Pfad, der von einem Ende der Inſel an das andere durch niedriges Kartoffelgebüſch, durch kümmerlichen Graswuchs, den zwei Kühe und ein paar Dutzend Schafe ſich ſtreitig machen, läuft; die Bindfadenallee im Unterland, eine kümmerliche Straße, die aber zu einer guten Reſtauration durch die ausgeſpannten Wergfäden des hier arbeitenden Seilers führt — die Läſterallee an der Landungsbrücke: das ſind die Alleen von Helgoland, die vielbeſuchten Wege ſehr verwöhnter Menſchen. O die Noth macht erfinderiſch und — beſcheiden! So ſind die Tage wo ein Schiff ankommt wahre Feſttage für das Helgolander Badevölkchen. Natürlich; denn dieſe zwei Dampfſchiffe, die an den beſtimmten Tagen von Hamburg herüber neue Gäſte und alte Zeitungen bringen, ſind die Brücken über das unendliche Meer nach dem Lande. Und weil nun die Vergnügungen, die man vom Continent her gewohnt, ſehr knapp gemeſſen, ja meiſtens ſo zweideutig zuſammengeſchrumpft ſind, daß man ſie als Vergnügungen gar nicht wieder erkennt: ſo hat ſich dies immer lebendige Völkchen neue, beſondere erdacht, die eine Generation der andren überliefert. Das Converſationshaus mit

ſeinen Bällen und Soiréen iſt ein ſchwacher Verſuch in Frack und weißem Glaçee; von den dort aus- und aufgelegten Bildern, Zeitungen und Blättern hat mir jederzeit Speiſezettel und Weinkarte am beſten gefallen, und dies kleine, dumpfe Zimmer, wo der spiritus familiaris eines jeden Bades über dem Roulett brütet, vermag auch wol nur Wenige auf die Dauer zu feſſeln. Aber in das Meer zu ſchauen, auf jene ewig in Geſtalt und Farbe wechſelnde Fläche; auf das Brauſen der Wellen und den Geſang der Winde über dem Waſſer zu horchen — ein Sonnenaufgang oder ein Sonnenniedergang, ein Blick in den glühenden Sternenhimmel: das ſind Genüſſe, an die ſich Herz, Aug' und Ohr erſt gewöhnen muß, die dann aber auch Alles, was man ſonſt entbehrt, erſetzen. Der Erſatz ſcheint am Ende die Entbehrung weit zu überwiegen. Auch die Gondelfahrten, dies glückſelige Schweben ohne Abſicht und Gedanken, ohne Wohin? und Warum?, dies behagliche Ruhen in der ewigen Unruhe: auch das hat ſeine unwiderſtehlichen Reize, man muß nur erſt empfänglich für ſie geworden ſein: denn das Daſein iſt wirklich nichts als eine ſchöne, freundliche „Gewohnheit". Und unter dieſen vergnüglichen Gewohnheiten des hieſigen Badelebens iſt jener Empfang der Neuankommenden, jenes gutmüthige Läſtern eine, ohne die man

endlich gar nicht mehr leben kann. Als das Schifflein anlegte, das mich aus dem Dampfschiff ans Land setzte, erscholl eine dröhnende Blechmusik, die jeden Fremden freundlichst bewillkommnet; und da nun die ganze schwankende Gesellschaft über die lange Brücke, einzeln zwischen dem lebendigen Geländer der dicht versammelten Menge hinüberbalancirte, war es ein Lachen und Lächeln, ein Scherzen und Murmeln, das solch ein seekrankes Herz gar nicht verstehen und deuten kann. Man lernt das aber bald; und was ich bei der Ankunft des nächsten Schiffes nach dem meinen nur gethan hatte, um mich zu rächen — wunderbarer unverständiger Zug eines Badeverstandes! — das that ich hernach und thue es nun als ein Vergnügen, das seines Gleichen nicht hat. Damals freilich trabte ich grimmig erbost hindurch, eilte nach dem Schuppen, wo die Reiseeffecten bunt durcheinander lagern. Der Reisende hat nichts von allen den Zetteln und Scheinen nöthig, die ihm am Lande die richtige Auslieferung seiner Sachen verbriefen; hier auf Helgoland genügt das einfache Wort. Und weil hier geglaubt wird, so soll man wieder glauben. Diese Helgolander sind ein so ehrenhaft herzliches Volk, daß es wirklich bedauerlich zu sehen ist, wie die Unsitte der Civilisation alle Sommer versucht, diese kräftigen Elemente zu zersetzen. Wer weiß, wie lange noch diese

steinernen — leider schon angefressenen Naturen dem Andrang jener Cultur zu widerstehen vermögen, in der sich Mißtrauen und Täuschung bedingen! Gewiß nicht länger, als die zerbröckelnden Felsen ihres Eilandes dem Wogenschlag des Meeres trotzen können. Denn das weiß und sagt hier jedes Kind und jeder Greis mit wehmüthigem Blick, daß einst die Meerflut über diesen Felsen hinrauschen wird, so gut sie über dem Sandwege braust, der noch vor einem Jahrhundert die Insel mit der Düne verband. Ist es darum, daß die Helgolander ihr Fleckchen Heimatherde mit einer Leidenschaft lieben, wie sie selbst der Schweizer nicht kennt? Der Mensch liebt ja nun einmal das am Innigsten, am Heftigsten, was er verlieren soll; und das ist ihm das Wertheste, was er verloren hat. Räthselhaftes Empfinden! So bemerkt man zumal in der jüngsten Generation der Eingebornen einen bedenklichen Hang zum Müßiggehen, zu jener leichten Art des Verdienstes, die für einen Schilling gar nichts scheut — als die wirkliche Arbeit. Die alten Männer mit den weißen Haaren und den breiten Lederhüten darauf, alle die kraftgesegneten Gestalten in den weiten Pluderhosen und den riesigen Wasserstiefeln — das sind noch die Hüter der alten Sitte und alten Gewohnheit. Und weil ihrer in jedem Hause noch sind, so herrscht hier in der Familie eine strenge Zucht. Verbrechen oder Unrecht kommt hier gar

Digitized by Google

nicht vor; ein Gericht giebt es hier wohl, aber es ist sehr unschuldig eingerichtet: der Gouverneur der Insel, ein alter englischer Invalid, ist der Präsident und fünf Rathsmänner, angesehene Mitglieder der Helgolander Gemeinde, sind seine Beisitzer. Von den Pandecten, vom Crimminalrecht wissen sie so wenig, als die ihrer Jurisdiction untergebenen Inselbewohner von den großen und kleinen Sünden, welche das Gesetz unschädlich machen soll. Dekretirt ein ganz neues, ein ganz unerhörtes Gesetz, setzt eine nie dagewesene Strafe auf die Übertretung desselben: und seid versichert, daß sich zu jeder Zeit Menschen finden, die es übertreten. Ach, die tausend Gesetze und die hunderttausend Regeln des modernen Lebens schnüren ihm den Hals zu. — Da sind die schlank gewachsenen, vollgebauten Töchter dieser Insel. Wo sie den rothen Rock mit dem gelben Besatz nur noch tragen, um den üppigen Formen ihres Leibes auch den Reiz vortheilhafter Gewandung zu geben, in den Hotels und Kaffeehäusern, — wo sie jedes vertrauliche Annähern, jede harmlose Freundlichkeit schnippisch zurückweisen: da freilich ist der Damm natürlicher Sitte schon gebrochen. Aber in den kleinen, wundervoll freundlichen Häusern des Oberlandes leben noch andere Mädchen, auch schön und liebenswürdig; sie sind gütig und voll Zutrauen, sie lachen und freuen sich kleiner Beweise der Geneigtheit: aber wie ernst, wie stolz stehn sie, wo

unlautere Abſichten ein Annahen verſuchen! Mein gutes Geſchick hat mich ein gar ſo liebes Häuschen finden laſſen. Ich höre das Meer rauſchen; aber ich ſehe es nicht; denn vor meinem Fenſter, umfriedet von einem blendend weißen Holzgeländer iſt ein kleiner Garten, in dem ein bischen Stranchwerk, dazwiſchen rothe und blaue Blumen im Seewinde hin- und herſchwanken. Aber auf rothen Steinplatten ſteigſt du auf blanken Treppen in die Hausflur — der Boden blau und glatt, als dürfe nie ein Fuß darüber hingehen, die Wände friſch, als ſei Alles eben erſt bereitet. Links und rechts ein paar Stuben mit großen Fenſtern voll Sonnenſchein und gradaus die Küche, ein freundlich erhellter Raum, deſſen Wände in zierliche Reihen aufgehängte Thontöpfe aller Formen und Farben ſchmücken. Daneben iſt ein kleines Gemach, darin ein Tiſch und ein Polſterſtuhl Platz haben. Da ſitzt meine kleine Marie, das unſchuldige, junge Weſen. Mit dieſem Mädchen allein bewohne ich das Häuschen, dieſe Stätte ungeſtörten Friedens gehört uns beiden. Als ich auf die klare, himmelblaue Flur zum erſten Mal trat, mußte ich immer an die Worte denken, die einſt Moſes aus dem flammenden Dornbuſch hörte: zieh' aus die Schuh, du ſtehſt auf heiligem Boden. Nnn aber kommt mirs vor, wenn mich die ſonnige Morgenfrühe weckt und ich in die helle kleine Stube trete, als wohnte ich in einem Zauberſchlößchen; und

wenn Marie durch die Thür tritt und mir voll kindlicher Vertraulichkeit den Morgenkaffee auf den Tisch setzt: dann meine ich nicht die Dienerin, — ich meine, die verwunschene Prinzessin erscheine dem gefangenen Ritter!

Wangeroge.

Und wieder kam der heilige Geist der Wanderlust über uns. Wir saßen damals, zwei muntre Burschen und ich, auf der Düne von Helgoland vor dem Frühstückspavillon, und wie der kühle Morgenwind die sonnige Meerfläche schwellte und dehnte, zog auch ein morgensonniges Behagen durch unser Innerstes; ein Kraftgefühl das auf dieser sandgedeckten Düne keinen Platz mehr hatte, und an den rothen Felswänden des Eilandes, das gegenüber in der Frühsonne glühte, kein Genügen fand. Wir mußten hinaus um jeden Preis, denn hier hatte sich die Langeweile zu uns gesellt; das bleiche hohläugige Gespenst, der Stammgast eines jeden Badeortes, der denn freilich bei einer vollständigen Kur so unumgänglich ist, wie etwa Arzt oder Apotheker. Die Langeweile ist das wirksamste Reagens einer Badekur, weil nichts mehr das Bedürfniß nach erneuter Thätigkeit weckt. Nun freilich — wir drei waren nicht gerade krank, und bedurften der innern Anwen-

dung des Seewaſſers ſo wenig als der Langeweile. Aber nach friſcher Seeluft und dem hohen Meer ſchmachteten wir, wie nur je Odyſſeus geſchmachtet haben mag, da die liebende Meerkönigin ihn auf dem blühenden Eilande zu feſſeln gedachte.

„Ja, wir müſſen auf See!“ riefen wir, wie einſtimmig.

„Und nur recht bald!“ ſagte der Eine von uns, dem Südweſter und Theermantel zu der ſchlanken Geſtalt gar nicht übel ſtanden.

„Und nur recht weit!“ ſetzte der Andere hinzu, der in ſeiner Kinderzeit für Robinſon geſchwärmt hatte, jetzt aber das Meer zumeiſt deswegen liebte, weil es die Heimat der Auſtern und Hummern iſt.

Ich wollte auch noch Etwas ſagen und hinzuſetzen, aber meine beiden Gefährten ſtürmten ſchon den Bretterpfad hinab, der vom Pavillon an den Fahrſtrand hinunterführt. In den frequenten Morgenſtunden iſt es in der That eine wahre Sturmfalanx, die ſich zwiſchen den Dünenhügeln und den Fährſchiffen hin- und herdrängt, ſtößt und überrennt: denn die Anzahl der auf die Ueberfahrt nach dem Eiland harrenden Badegäſte ſteht in gar keinem Verhältniß zu den dieſen Transport beſorgenden Böten. Aber ernſt und ſtreng, das eckige, hart markirte Geſicht von einem verwitterten Filz beſchattet, die ſturmgehärtete, hohe Geſtalt in einen

blauen Frack geknöpft, ſteht der Charon von Helgoland am Ende der Landungsbrücke, jedem Nachen ſeine beſtimmte Anzahl von Paſſagieren zuzählend, und den Andrang der Andern ruhig, ohne eine Miene in Aerger oder Unwillen zu verziehen, abweiſend. Meinen ſtürmenden Gefährten gelang es, noch ein Schiff zu erhaſchen und mich hinterdrein zu ziehn, und da wir nun durch die grünen, ſilberüberſchäumten Wogen hinübergeſchaukelt wurden, da ſchaukelten ſich auch in uns kühne, meerüberfliegende Pläne, und entſchloſſen ſprangen wir ans Land. Auf den Bänken am Strande an allen Geländern und Ständern ſitzen und lehnen Helgolander Lootſen, dieſe Lazzaroni des Nordens, die freilich keine Maccaronen eſſen, dafür aber Taback kauen und ſehr gern Genever trinken. Tagelang können ſie im Sonnenſchein lungern, aufs blaue Meer ſchauen und die weißen Segel bis an den fernen Horizont zählen oder die Rauchſäule eines vorüberfahrenden Dampfers verfolgen. Jeden Fremden, der ihnen nahe genug kommt, um ſie hören zu können, ohne daß ſie ihre bequeme Lage darum aufzugeben brauchten, reden ſie mit den für Tageszeit und Witterung ſtereotypen Redensarten an: „Eine kleine Fahrt machen, mein Herr? — Die See iſt ſtill“ oder „wir haben grad Hochwaſſer —“ oder „es meerleuchtet.“ So habſüchtig die Helgolander ſind, und ſo gern ſie ohne große Mühe verdienen, ſo

wenig speculiren sie doch auf Kosten ihrer Ehrlichkeit; ich habe mich mindestens nie in dem betrogen gesehn, was mir ein Helgolander Schiffer von Wind, Himmel und Wasser verhieß, um mich zu einer „kleinen Fahrt" zu bewegen. — Auch heute mußten wir durch ein wahres Kreuzfeuer lockender Anerbietungen laviren; mit einer jener „kleinen" Fahrten war es uns diesmal nicht genug.

„I", meinte einer der umherstehenden Lootsen, ein drolliges, untersetztes Kerlchen mit einem rothen Gesichte, das ganz ohne Ausdruck gewesen wäre, hätten nicht die kleinen blauen Augen immerfort gesagt: ich kann wol, ich will nur nicht! — „i", meinte der, „wie wärs, wenn wir einmal nach Wangeroge segelten? Das Wasser läuft gut und der Wind ist vortrefflich, und daß meine Schaluppe preiswürdig ist, das können hier Alle bezeugen."

„Ja das kann ich," näselte ein schlanker Jüngling, den wir scherzweise früher den Helgolander Adonis genannt hatten, weil sein Gesicht im zartesten Rosa schien und sein gelbes Haar auf beiden Seiten der Stirn in einer wolgepflegten Locke über der Wange baumelte, „das schwimmt Ihnen wie ein Fisch und kann drei Segel ausstecken, daß Ihnen auch kein Windchen verloren geht!"

Natürlich — unser Adonis war der Schwager jenes

Digitized by Google

wolgenährten Seemanns, der inzwiſchen ſchon ein Boot losband, um uns zur Beſichtigung ſeiner Schaluppe weiter in See zu fahren.

Aber wir glaubten an die Vortrefflichkeit ſeiner Schaluppe und da es uns gleich war, an welches Geſtade uns das Meer entführte, wenn nur aus dem Geſichtskreis von Helgoland, ſo beſtiegen wir ſchon nach kurzer Zeit das Schiffchen, das ſich luſtig genug in dem ſteigenden Waſſer wiegte. Verproviantirt hatten wir uns, als ob es eine Expedition an ferne, unwirthliche Küſten gälte: Brod und Fleiſchwaaren, Butter, Taback und Wein, ſehr vielen Wein hatten wir mitgenommen, dazu einen Muth der ſich vor der ganzen Welt nicht, geſchweige denn vor dieſem Vorrath fürchtete.

Und ſo ging's in's offene Meer hinein! O es iſt ein Gefühl voll ſtürmiſchen Glücks, voll berauſchender Selbſtändigkeit, alſo dem Wind und den Wellen ſein ganzes Leben und Streben anvertrauen zu dürfen! Ein Zauber jugendſeligſter Flüchtigkeit, wie Sonnenſchein aus Wolken oder wie der zitternde Lichtglanz auf den Wogen.

Der günſtigſte Wind blies in die Segel und die eine Welle rollte der andern unſern Kiel fröhlich und raſch zu. Das war denn doch eine Meerfahrt wie man ſie auf einem Dampfſchiff oder bei den gewöhnlichen Segelpartieen gar nicht erleben kann. Drei breite ſchim-

mernde Segel aufgesetzt, zwei Lootsen am Bord — und wir im Kiel, behaglich hingedehnt auf altem Segeltuch und breit gelegtem Ankertau, über das unsere Bemannung weiche Mäntel gedeckt hatte. So lagen wir da; der blaue Dampf unserer Havaneser kräuselte in die weiche Luft und die Flasche mit dem südlichen Feuerwein ging von Hand zu Hand und von Mund zu Mund. So fuhren wir da; drei muntere Burschen auf hoher See. Bald genug tauchte der letzte Felsen Helgolands sammt der Düne wie ein Duft ins grüne Meer — um uns rauschte die unabsehbare Wasserwüste, über uns, im wolkenlosen Blau, stand die mildglühende Nachmittagssonne. Nur selten wurde diese Einsamkeit von Wellengemurmel, Segelrauschen und Sonnenschein durch ein fern vorübergleitendes Schiff gestört, das wir mit Zurufen und wehenden Taschentüchern salutirten. Die Jugend will sich nun einmal überall bemerklich machen, und Jugend bleibt Jugend, sogar auf hoher See.

Je tiefer die Sonne ging, je gewaltiger flog die Wellenbrust des Meeres zu athmen an; eine herrliche Kühle spannte unsere Segel und übermüthig stiegen die Fluthen bis an den Rand unseres Fahrzeugs, ja zuweilen warfen sie eine Spritzwelle hinein, deren Schaum uns Gesicht und Kleider netzte. Da dämmerte im Westen allmälig ein weißer Strich, der sich nach und nach zu

Digitized by Google

fester Gestaltung verzog, Höhe und Tiefe bekam und endlich auch eine Spitze in die Luft streckte, von der unsere Schiffer sagten, es sei der Thurm von Wangeroge. O, nirgends und niemals empfindet man den Gang der Stunden weniger als wenn über die Begriffe von Raum und Zeit die unmeßbaren Wellen hinwegspülen. Dem Badenden werden die Minuten zu Sekunden, und wenn das rauschende Wasser seine meertiefen Geheimnisse flüstert, dem steht, wie im Traume die Zeit still. — Während die Küste von Spikeroge schon unsern Seitenblick begrenzte, entfaltete nun auch die Scenerie des Sonnenuntergangs die ganze reiche Pracht ihrer Hauptcoulisse. Denn vor uns lag, lang ausgestreckt der Strand von Wangeroge, dessen blendend weiße Fläche, vorn das grüne Meer und hinten eine Dorflandschaft einrahmte, während die untergehende Sonne den blauen Himmel, das weiße Land und die grüne See mit einem rosigen Dämmerlichte übergoß. Die Sonne verglühte im Abendroth und die aufsteigenden Nebel ließen nur noch einen schwachen Schimmer durchblitzen, und indem unser Kahn an ein paar Fischerbarken vorüberflog, die hier vor Anker lagen, hißten unsere Matrosen die britische Flagge auf und warfen Anker aus. Die Düne reicht hier sehr weit in See, so daß ein hochrädriger Karren die Passagiere aus den ankommenden Fahrzeugen durch das niedrige Wasser

an Land ſchaffen muß. Aber unſer Signal mußte man nicht bemerkt haben, denn wir warteten ſo lange vergebens bis es tiefe Nacht geworden war und der volle Mond wie eine leuchtende Goldkugel über der weithin ſchillernden See ſtand. Der Wind war eingeſchlafen und das Waſſer träumte — o es war eine prachtvolle Mondnacht; aber wir waren doch gar nicht romantiſch genug um nicht zu fühlen, daß es zugleich auch ſehr kalt war. Darum hatten wir nichts dagegen als unſere Schiffsmannſchaft ein Hülfsboot von dem neben uns ankernden Blankeneſer „Eber" requirirte, aus dem ein paar titanenhafte Geſtalten ſtiegen, baarhaupt, hemdärmelig — das Waſſer ſpülte ihnen eben ums Knie und ließ noch die weiten Schäfte ihrer rieſigen Stiefel frei. Da half kein Sperren und Zieren — meine beiden Gefährten beſtiegen den dargebotenen Rücken dieſer meerdurchwandelnden Heroen, und da ich zufällig der Letzte war, ſo konnte ich den Anblick dieſes Rittes voll und ungeſtört genießen. Ich habe Sonntagsreiter geſehn, die in pythiſcher Verzückung die Mähnen hielten ſtatt des Zügels, und die bügelloſen Füße unter dem Pferdebauch zuſammenhakten, während das Thier mit vorgeſtrecktem Kopfe gegen Häuſermauern oder Baumreihen rannte — aber ſo hab' ich in meinem Leben nicht lachen müſſen, als da dieſe langſchäftigen Kerle auf den keuchenden Schiffsknechten hingen, und ihre

Beine ziel- und zwecklos in den Lüften baumelten. In der That! ein wahrhaft Shakespearesches Lustspiel, in dem sich mit dem ganzen Zauber eines Mondhimmels über der stillen See die effectvollste Komik gattete. Zugleich mit unsern Reiseeffecten wurde auch ich hinübergeschafft, und nach einer ziemlich unglücklichen Wanderung durch feuchtes Sandfeld und dornenbewachsene Hügel traten wir, naß und beschmutzt von Kopf bis zu Fuß, — wilde, abenteuerliche Gestalten mit breitem Lederhut und Theermantel — durch die mit wildem Wein und Epheuranken garnirte Thür auf die vornehm erleuchtete Flur des stattlichen Logierhauses. Ein Herr mit weißem Kastorhut und sehr verwundertem Gesicht führte uns nach einigen Erörterungen, die ihm klar machten, daß wir keine Midshipmen der deutschen Flotte seien, und uns, daß er nicht der Wirth dieses Etablissements sei, einer sehr behäbigen Dame in schwarzseidener Mantille zu, die er uns als die „Frau Hofräthin" vorstellte. Beim Klang dieses hohen Namens ward natürlich unsere rauhe Seemannsnatur von diesem Nachmittag sehr weich, sehr zahm, sehr galant; und mit vieldeutigen Blicken auf unsere lederne, theerduftende Toilette, folgten wir der Dame durch eine lange Reihe brillant erleuchteter und schön decorirter Gänge, durch ein Labyrinth kräftigen Duft aushauchender Küchen, bis sie uns in die Hände einiger Kellner abliefern konnte,

Digitized by Google

die uns in ſchöne Zimmer vertheilten. Als ich mein Fenſter öffnete, ſchlug mir das volle Mondlicht entgegen, das ſich in einem Lindenbaum fing, der die Fülle ſeines Laubes bis in mein Zimmer ſtreckte; über die Fenſterbank lugten Roſenbüſche, deren Blüten nun freilich wol abgefallen waren, während ich in Helgoland ſang:

. . . Mich trägt kein Boot und kein Nachen von hier
Ins Land der Roſen zu Dir, zu Dir!

O ich werde die Innigkeit nicht vergeſſen, mit der ich an jenem Abend jedes Blättchen, jedes Blümchen betrachtet habe, nachdem ich ſo lange nichts geſehen hatte als Kartoffelkraut und Dünengras. Nachdem wir Toilette gemacht hatten, arbeiteten wir uns durch ein Heer von Hausmägden und Knechten, Kellnern und Kellnerinnen, Köchen und Köchinnen bis zum Speiſeſalon vor, in welchem eine ſehr gewählte Geſellſchaft um einen langen Tiſch ſaß und neben einem frugalen Abendbrot die umfangreichen Speiſezettel ſtudirte, welche in goldbordirter Faſſung hinter Glas und Rahmen ſehr viel Schönes verhießen. An der Spitze der Tafel fanden wir die Dame in ſchwarzſeidener Mantille wieder, die uns aber keines Blickes würdigte, ſo tief wir uns auch verneigten. Hier — ach, zu ſpät! — erfuhren wir erſt wer ſie ſei: die Köchin, die Wirthin, die Herrin, die Deſpotin, die Vorſehung, das Eins und Alles, ... kurzum, die Hofräthin von Wangeroge!

Wie beklagten wir nunmehr unser unmanierliches Erscheinen auf der Bühne! Nichts, gar Nichts rächt sich auf Wangeroge bittrer als ein Versehen gegen die Hofräthin.

Wir haben noch ein paar schöne Tage dort verlebt, wir sind zweimal ausgefahren und einmal zu Esel ausgeritten — wir haben Alles unterlassen was die 36 Reglements verbieten, mit denen man alle Wände des Logierhauses und des Conversationsgebäudes von Innen und Außen austapeziert hat: wir haben weder unsere Hüte mit in den Speisesaal genommen, noch mit den Stühlen gerutscht, noch auch sind wir früher von Tafel aufgestanden als die Gnädige das Zeichen dazu gegeben hat: aber Alles umsonst!

Uebrigens ist Wangeroge ein stilles, gemüthliches Bad, besitzt eine gute Küche, vier Esel und einen Schulmeister, der sie in seinen Feierstunden vermiethet; gewährt Nervenkranken ein heilsames Bad und einen ruhigen Aufenthalt und ist allen denen bestens zu empfehlen, welche auf sehr comfortable Weise Studien über Muschelbildung und Langeweile machen möchten.

Sechs Jahre sind vergangen, seitdem diese muthwillige Fahrt gemacht, diese übermüthigen Zeilen geschrieben sind! Seitdem hat sich nicht blos auf dem

Lande, ſondern auch im Meere Vieles geändert. Die Sturmfluthen des letzten Winters haben den Badeſtrand von Wangeroge und die Fiſcherhütten fortgeriſſen ... Wangeroge iſt für die faſhionable Welt Nichts mehr, als ein Märchen ... Ein andres Vineta iſt es hinabgeſunken mit ſeinen Roſen und ſeinen Eſeln, und nur die Abendglocken, die dumpf und matt „aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde" klingen, erzählen noch von luſtigen Sommern, ſeiner ſchönen, guten Zeit und ſeiner — Frau Hofräthin!

Gräfenberg.

Ein Wald- und Waſſeridyll.

In einem der lieblichſten Thäler des öſterreichiſchen Schleſiens erhebt ſich, fern von den blauen Linien des Altvater- und Hochſchergebirges umſchloſſen, der Gräfenberg. Vor Jahren trug dieſer Hügel, zu deſſen Füßen ſich die Landſchaft wie ein farbenreicher Teppich ausbreitet, nichts als die Lehmhütte und die ſteinigen Aecker eines dürftigen Bauersmannes. Der Sohn desſelben hütete die Schafe. Seit älteſten Zeiten liebt es die waltende Fürſehung, ſich der beſchaulichen Stille der Hirtenſeelen mitzutheilen. Der Schauplatz der altteſtamentlichen Offenbarungen iſt die einſame Trift; unter der Eiche, die ſie und die weidende Heerde beſchattet, wird Jeanne d'Arc zur Jungfrau von Orleans geweiht. Auch dem Hirtenknaben des Gräfenberges

flüſterte der Geiſt der Einſamkeit ein bedeutendes Wort in die Seele. Er lag und träumte am liebſten am Rand einer Quelle, die friſch und ſilbern dem Felſen entſtrömte. Ward eines ſeiner Thiere krank, ſo führte er es hieher und wuſch es. Das waren ſeine erſten Curen. Der kleine Vincenz ward größer — klagte ein Knecht oder eine Magd des väterlichen Hofes, ſo führte er auch dieſe zu ſeiner geliebten Quelle, und ſie genaſen. Die Nachbarn hörten von den Wundern, und auch ſie kamen. Bald glaubte die ganze Gegend an ihn. Inzwiſchen war der Vater geſtorben, und Vincenz beſtellte die Aecker; aber ſein Ruf war ſchon über die Berge hinaus in die ferneren Thäler gedrungen. Aus fremden Dörfern und Städten zogen Jahr um Jahr mehr Leidende heran, und er half ihnen allen. Die Lehmhütte ward abgetragen, der Pflug ruhte; ſteinerne Gebäude erhoben ſich bald, der Bauer war ein berühmter Mann geworden. Aus dem kleinen Schäferbuben wuchs der große Vincenz Priesnitz heran, und die Bauern-Colonie auf dem Gräfenberg verwandelte ſich in die Kaltwaſſer-Heilanſtalt, welche in der Geſchichte der Medicin immer ihre Stelle behalten wird. Nun floß auch reichlicher Verdienſt heran, nicht bloß für Priesnitz, ſondern für die ganze Gegend. Das dürftige Landſtädtchen Freiwaldau, welches ſich um den Fuß des Gräfenberges hinzieht, ward bald ein

gar ſchmucker und freundlicher Curort; Böhmiſchdorf, am Bergabhange, zierte die Reihe ſeiner Hütten durch viele ſehr ſtattliche Gebäude, und das dankbare Volk nannte ſeinen Wohlthäter mit einer Art heiliger Verehrung den „Vater Priesnitz.“ — Vor drei Jahren iſt Vater Priesnitz geſtorben, zwei ſeiner Töchter ſind an ungariſche Edelleute verheirathet, ſein Sohn — Erbe von vier Landgütern und der Gräfenberger Cur-Anſtalt — wird in Wien erzogen. Auf einer Anhöhe des Gräfenberges, mit dem Blick in die duftige Ebene, die ſich nach Preußen hineinzieht, erhebt ſich, von düſtern Tannen umgeben, über ſeinem Grabe eine kleine byzantiniſche Capelle, in welcher am Jahrestage ſeines Todes Gottesdienſt gehalten wird.

Die Gemeinde dieſes Heiligen iſt nun freilich ein wenig abſonderlich. Bunt zuſammengeſetzt aus den widerſtrebendſten Elementen, aus Slawen und Franzoſen, Ungarn, Amerikanern, Deutſchen und Ruſſen, die doch durch den engen Raum, auf welchem ſie ſich bewegen (obendrein wohnt die Mehrzahl ſogar in den Häuſern des Gräfenberges zuſammen), mehr als irgendwo auf einander und durch einander geworfen werden, veranlaßt ſie zugleich die Art des Heilverfahrens und die gänzliche Abgeſchiedenheit, in der ſie ſich befinden, zu allerhand komiſch auffallenden Situationen. Man begegnet auf dem Pfade, der zum Gräfenberg emporführt,

und oben auf der Promenade wild ausſchauenden Männern, mit ſtruppigem Haar ohne Mütze oder Hut, ohne Weſte, ohne Rock (Einen ſogar ſah ich ohne Hemd); ein gewundenes Trinkhorn hängt an ihrer Seite, ein knorriger Bergſtecken ſtützt die Rechte. Wenn man auf ſolch eine koboldartige Erſcheinung im finſteren Walde träfe, man würde glauben, es ſei Rübezahl, der ja in dieſer Gegend auch ſein Weſen treibt. Aber in der That iſt es doch nur ein Curgaſt von Gräfenberg, der von der Silberquelle zur Preußenquelle oder dem Hirſchbade eilt, um zu trinken. Auch die Damen haben etwas Feenhaftes in ihrer Erſcheinung. Auch ihnen ſchwankt ein Horn an der Hüfte, und das Haar, wild gelöſ't, umflattert ihre Schultern. Am ätheriſchſten ſchweben ſie dahin, wenn ſie — gleich Elfen aus dem Sommernachtstraum — ein Thaubad nehmen; um die aufgeſchürzten Kleider ſchlägt ſich alsdann das morgenfeuchte Gras.

Mein guter Stern führte mich einer ſehr liebenswürdigen Familie aus Schleſien zu; die beiden Damen derſelben wurden die guten Geiſter, die mich in dieſe herrliche Gegend geleiteten. Wie ſaß es ſich ſo ſchön mit ihnen unter den Tannen des Gräfenberges, bei Erdbeeren und Milch — vor uns die dämmernden Höhenzüge der Sudeten, vom Quellgeplätſcher umflüſtert und unſere Seelen erfriſcht von einem Born,

der noch kräftiger sprudelte — von dem köstlichen Quickborn unseres Klaus Groth!

Einmal, als ich sie in ihrem Hause, das so frei auf seiner Höhe dalag, aufsuchen wollte, trat mir auf der Hausflur sogleich die Peppi entgegen. Die Peppi, ein reizendes Kind von sechszehn Jahren mit braunen Augen, braunen Zöpfen und braunem Kopftuch, war die Dienerin meiner Damen. Ach, wie verlegen wurde die Peppi heut, als sie mich sah!

Die Damen lassen sich halt nit sprechen — stotterte sie endlich heraus.

Sind sie denn nicht zu Haus? fragte ich ganz betroffen über diesen unerwarteten Empfang.

Ja, freilich, zu Haus sind sie schon, aber 's geht halt doch nit! erwiderte die Kleine, indem sie die Augen niederschlug und roth ward bis an die Stirn. Meine Neugierde steigerte sich mit der wachsenden Unruhe Peppi's.

Na — wenn's der Herr denn einmal wissen will, fuhr sie endlich heraus — die Damen lassen sich eben die Cour machen!

Die Cour machen? fragte ich mit einer gar seltsamen Anwandlung.

Ja, Euer Gnaden, sagte die kleine Oesterreicherin, der nun ganz leicht geworden zu sein schien — stark die Cour machen!

Stark die Cour machen! wiederholte ich mir. Dieses ruhige, zarte Wesen, das in seiner Gelassenheit jeden Blick zurückweis't, der sich fragend zu ihm emporschlägt, läßt sich stark die Cour machen! Bei Gott — das that mir recht, recht weh!

Nun denn, sagte ich endlich laut — so bestellen Sie den Damen, ich würde niemals wieder kommen, um ihre Courmacher zu stören!

Ich wollte gehen, aber ein lautes und herzhaftes Gelächter hielt mich. Da ich mich umkehrte, sah ich die eine meiner Damen in der Thür stehen. Sie rief, und zögernd näherte ich mich.

Ungestümer, Sie! Hatten Sie denn nicht Zeit und Besinnung genug, Sich zu sagen, daß man in Gräfenberg das Courmachen: K—u—r schreibt? daß man sich nicht von zierlichen Herren, sondern von starkknochigen Weibern die Cour machen läßt? Kommen Sie herein — unser armes Blondchen war heute früh sehr leidend, und da hat es der Wasserdoctor zum starken Kurmachen verurtheilt. Setzen Sie Sich, ich will Ihnen zeigen, was man hier Kurmachen nennt!

Ich setzte mich, und meine muntere Freundin begann: Sich einpacken lassen in Decken und Kissen, daß einem der Angstschweiß auf Stirn und Wange ausbricht, dabei aber doch lautlos verharren, andächtig und starr wie eine ägyptische Mumie — alsdann sich in

eine Wanne voll eiskalten Gebirgswaſſers tauchen laſſen, daß man ſich plötzlich von Nordpolſchauern überlaufen fühlt — ſich aus der Aequatorſtimmung zu Eskimogefühlen tauchen und gießen, um ſich ſchließlich aus dem Nullgrad ſeines Bewußtſeins zur Höhe der modernen Cultur wieder empor reiben, bürſten und ſchlagen zu laſſen, das — mein ſehr geſtrenger Herr! — nennt man in Gräfenberg: ſich die Kur machen laſſen. — Früh Morgens um fünf Uhr heraus müſſen, um ſich appretiren zu laſſen, wie man's bei uns zu Haus mit der Wäſche thut, Vollbäder nehmen und Halbbäder und Viertelbäder und Kopfbäder und Sohlenbäder, dann nüchtern in die Wälder rennen, um bei jeder der zwanzig Quellen den Manen des unſterblichen Priesnitz zutrinken — Alles noch nüchtern, bis zuletzt nach zwei oder drei Stunden die Peppi Milch und Erdbeeren bringt — um drei Uhr Nachmittags das Spiel von vorn anfangen, ſich mit Waſſer, Erdbeeren und Langerweile martern laſſen — das nennen wir hier: ſich die Kur machen laſſen! Sind Sie nun beruhigt?

Meine Freundin hatte mich wirbelwindartig aus Hitze in Froſt, aus Froſt in Hitze geredet. Endlich ſchwieg ſie, und Blondchen — die ich zum Unterſchied von der dunkleren Freundin ſo nannte — war in die Cabinetsthür getreten. Blondchen lächelte ſchmerzlich vor ſich hin; ſie war ganz blau gefurt, ſie zitterte vor

Kälte und Hunger. Soll ich dir Erdbeerkaltſchale reichen? fragte Schwarzköpfchen ſpöttiſch. Blondchen aber, die nach ihrer Art ſanft und gelaſſen blieb, ſagte: Ach, hätte ich den weißen, großen Ofen aus unſerer grünen Stube hier und einen Teller voll Suppe, wie ſie die Doris daheim zu kochen pflegt, ſo wäre mir's lieber!

Aber Suppe iſt in Gräfenberg ein verbotenes Gericht, und Porcellanöfen . . . mitten im Juli!

So nimmt das Kurmachen den armen Gräfenbergern faſt den ganzen Tag in Anſpruch, und doch ſchätzen ſie ſich noch himmelhoch glücklich, wenn ſie ihrer Leidensgenoſſen in Lindewieſe gedenken. Lindewieſe iſt ein Dörfchen, welches höchſt romantiſch im Thale, nahe bei Freiwaldau liegt. Aber unter dieſen grünen Bäumen hauſ't der böſe Geiſt in Geſtalt des Semmel-Doctors, der hier ſein Weſen treibt. Der Semmel-Doctor curirt ſeine Patienten mit trockenen Semmeln und warm gemachtem Weine; weiter erhalten ſie nichts, weder zur Nahrung noch als Medicin. Dabei wird ihnen der Teufel durch ganz ungeheure Schwitzcuren ausgetrieben. Den Meiſten geht es ſo, wie jenem Eſel, der das Leſen lernen ſollte: ſie ſterben, ehe der Curſus zu Ende iſt. Den Ueberlebenden aber geht in der Regel mit dem Stoff der Krankheit zugleich auch der zur Geſundheit aus; der Semmel-Doctor befreit ſie nicht

allein von ihrem besonderen, sondern auch von dem allgemeinen Leiden, an dem wir alle tragen; wörtlich von dem Leben. Gegen diese Semmel-Patienten fühlen sich die Gräfenberger wie Urwalds-Riesen. Aber das Badeleben ist im Ganzen doch sehr monoton, obgleich es nicht an einzelnen Vergnügungen fehlt. Das Hauptvergnügen ist und bleibt das Essen, und da Morgens und Abends eigentlich nur getrunken wird, so ist der Mittag die gute und glückliche Stunde der Gräfenberger. Da sitzen sie zusammen an langen Tafeln, die Söhne und Töchter der Wildniß, und harren klopfenden Herzens und knurrenden Magens auf die Erscheinung der Schüsseln und Schalen. Zur Fürsorge und damit in diesem Naturzustande nicht das Recht der Stärke entscheide, sind quer über jede Tafel Kreidestriche gezogen; es wird nach Sectionen gefüttert, und eine jede bewacht mit Argusaugen und den Händen des Briareus ihr Quartier. Dabei geht jedoch den hungrigen Patienten die Poesie nicht aus. Auf einem in Gestalt einer Badewanne geformten Serviettenhalter las ich die Worte:

Mancher, der es nicht gedacht,
Hat hier schon sein Glück gemacht;
Denn es führen oft die Lahmen
Fort die allerschönsten Damen!

Ein Vergnügen höherer Ordnung gewährt schon die

Bibliothek, deren Katalog unter den Schriften anonymer Verfasser obenan „die Bibel“ aufführt, während Max Waldau's berühmter Roman unter dem Titel „Nach der Statur“ figurirt. Das allergrößte Vergnügen aber ist der Besuch des Theaters in Freiwaldau. Der Musentempel ist auf einer Felswand aufgeschlagen, Coulissen giebt es nicht, wohl aber strömt aus der Hinterwand eine Quelle hernieder, und selten erscheint daselbst während des Spieles ein Curgast, der sein Trinkhorn füllt. Entree zahlt man nach Belieben, und die Cassenöffnung wird mit „Pöllerschüssen“ angekündigt. In der Regel erscheint unter den Mitspielenden auch der Souffleur, das Buch in der Hand. Das Orchester besteht aus einer musikalischen Familie und deren Knechten. Die erste Violine spielt die Hausfrau mit Hut und Umschlagetuch; der Vater im apfelgrünen Frack bläs't das Horn und hat seine Noten mit einem Taschenmesser aufs Pult gespießt. Der Sohn tractirt über der Bank das Fagott und schlenkert unter der Bank mit den Füßen.

Ihren Höhepunct erreicht die Gräfenberger Saison jedes Mal in dem sogenannten Rosenfest oder Blumenball. Schön und poetisch wie den Namen fand ich auch dieses Fest, das jedes Mal in der Rosenzeit gefeiert wird. Festlich geschmückt und blendend erhellt war der große Saal, von dessen Deckengesimsen hernieder die Fahnen aller hier vertretenen Nationalitäten flattern. Fontainen

ſprangen, Brunnen rieſelten — „Vater Priesnitz'“ Büſte und Bild waren mit Lorbeern bekränzt. Schöne Weiber aus Ungarn in flammendrothen Seidenröckchen tanzten die wilde Mazurka, die Cimbel klang und die Pauke dröhnte ... alle Schönheiten der Umgegend waren erſchienen, und durch die offenen Saalfenſter führte aus dem nahen Walde der Mitternachtswind den Fichtenduft herein. Wahrlich, das Gräfenberger Curhaus auf der Höhe ſeines Berges glich in dieſer Nacht einem Zauberſchlößchen. Die Fenſter glühten alle wie geſchmolzenes Gold, und der Mondſchein fiel ſchillernd hinein, und die wilde Muſik und die Geiſter des Ungarweins ... Dabei die friedvolle Landſchaft im Thale und aus den Wäldern herauf das heilige Rauſchen und Wehen!

Das ganze Treiben hatte auf mich den Eindruck eines jener Märchen gemacht, in deren Romantik ſich der Humor und das Poſſenhafte oft ſo wunderlich vereinen. Wenn ich im Walde lag, einſam, beim Rauſchen der Quellen und hochgewaltigen Fichten, dann war es mir oft, als umtanzte mich die luſtige Schaar der Waſſergeiſter aus Göthe's Fauſt und mit dem Winde weithin brauſ'te ihr Geſang: „Ohne Waſſer kein Heil!“

Nach acht ſo glücklich verdämmerten Tagen mußte ich Abſchied nehmen. Ich beſtieg ein Carriol, über das

zum Schutz gegen Regen und Wind nur ein zerrissenes Leinentuch gespannt war; vor der zweispännigen Deichsel lief ein spindeldürres, aber sehr flinkes Gebirgs-Pferdchen. Der Kutscher saß auf einem Kasten, ich auf meinem Reisekoffer. Als ich am Hause meiner Damen vorbei kam, standen sie auf dem hölzernen Vorbau unter dem Wetterdach und wehten mir mit weißen Tüchern den letzten Gruß herab.

Ich richtete mich auf. Lebt wohl, lebt wohl! sprach ich, auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen im Winter in Berlin!

Gräfenberg sei die Parole! rief Schwarzköpfchen.

Und starkes Kurmachen! setzte Blondchen, ein Bißchen verschämt, hinzu. Ich wollte Blondchen noch fragen, ob wir das Kurmachen dann mit „u" oder mit „ou" schreiben sollten — aber der Kutscher jagte über einen Klotz, der im Wege lag, und ich fiel hinterwärts über meinen Koffer. Langsam arbeitete ich mich wieder empor. Aber da war Alles verschwunden.

Nach vier Stunden stand ich auf der Estrade des Bahnhofs zu Neisse. Weit, weit dahinten dämmerten die Sudeten ... und ich lehnte mich auf das Holzgeländer.

Blaue Berge duftumhaucht —
Eure Linien werden blasser!
Fichtenduft — du bist verraucht,
Bist verklungen, Sturz der Wasser.

Digitized by Google

Gern ſaß ich im dunklen Wald
Auf den Stämmen, windzerſchmettert,
Sturmgebrochen — deren Spalt
Junger Epheu ſchon umklettert.

Gern ſah ich, wenn früh am Tag
Reif die Nadeln noch beſeuchtet,
Unter mir den Tannenſchlag
Tief beſchattet, grell beleuchtet.

Blaue Blumen blühten; gern
Lauſcht ich auf ihr leis Geflüſter —
Doch mein klarſter, ſchönſter Stern
Warſt du in des Waldes Düſter.

Und auch du biſt nun verſchwebt —
Blauer Duft kommt ſanft gefloſſen,
Nebel ſteigt und Nebel webt —
Und die Ferne iſt geſchloſſen.

Wie ein Geiſterkönig, bleich
Steigt der Mond durch Wolkenſäume —
Lebe wohl, du Zauberreich
Meiner Sehnſucht, meiner Träume!

Das neue Gretchen.

(1856.)

An einem sehr schönen Juni-Nachmittage saß ich unter der Veranda des Café d'Hollande in Frankfurt. Die Sonne schien in die Lindenkronen und das Laubwerk, windbewegt, warf seine zitternden Schatten auf den Boden. Meine Blicke ruhten auf dem Goethedenkmal. Der Platz war leer, nur ein paar Kinder tummelten sich in der Nachmittagsstille.

„Auch Du hast hier gespielt!" dachte ich, „und den Platz, wo jetzt der Gewaltige steht, hat einst des Knaben Fuß schon betreten." Nicht lange vor diesem Besuch hatte ich Goethe's Selbstbiographie wieder einmal gelesen; alle Gestalten derselben standen noch frisch vor meiner Seele. Keine war mir lieblicher, keine rührender erschienen, als Gretchen. Ich glaube, auch Goethe hat keine mehr geliebt. Hat er nicht über sie allen

Digitized by Google

Reiz der Sehnsucht und Unschuld ausgegossen? Hat er nicht in ihrem Bilde die seligste Erinnerung seiner und jeder Jugend gefeiert und verewigt? Gretchen ist die zarteste und am tiefsten empfundene Schöpfung unsers größten Dichters und dieses Gretchen — in ihrem bescheidenen, schlichten Kleide, wie oft mochte auch sie ahnungslos über die Stelle gewandelt sein, die bestimmt war, das Denkmal des Unsterblichen zu tragen, — des Knaben vom großen Hirschgraben, der ihr gegenüber am Tisch auf die Schiefertafel seine ersten Verschen schrieb? . . .

So dachte und träumte ich, als mein Freund kam, der mir den Nachmittag zu schenken versprochen hatte. Denn mein Reisegefährte, sonst ein herzensguter und mir ganz besonders werther und lieber Gesell, hatte mich für diesen Nachmittag verlassen. Derselbe theilte sein Leben treulich zwischen zwei Neigungen, zwischen Theater und — Bier, und da er Goethe nur in soweit schätzte, als er sich dem Theater nützlich erwiesen hatte, so hatte er sich an diesem Tage zu einem Felsenkeller vor der Stadt begeben, um seiner andern Neigung genug zu thun, während er mich der meinigen überließ.

Mein Frankfurter Freund war sogleich bereit und in der Stimmung, auf meine Träumereien einzugehen. Er hatte mir noch am Morgen, da ich ihn in seinem Hause besuchte, gestanden, daß er nichts vermissen würde,

wenn er nur Goethe's „Dichtung und Wahrheit" und „Homer's Odyſſee" habe.

„O", redete ich ihn an, „mich regt diesmal der Gedanke an Gretchen wunderbar und mächtig auf. Warum ſagt mir Niemand, wo ſie begraben liegt, daß ich an ihren Hügel treten kann? Wüßte ich nur, wo ſie gewohnt hat, um ihrer noch einmal lebhaft gedenken zu können!"

„Von ihrem Grabe habe ich niemals vernommen," erwiederte mein würdiger Freund; „zu dem Hauſe aber, wo ſie gewohnt hat, ſo lange ſie in Frankfurt war, kann ich Sie führen."

Wir brachen ſogleich auf, gingen über den Roßmarkt dem Hirſchgraben zu und bogen in die Weißadlergaſſe ein. Vor dem dritten oder vierten Häuschen rechts blieben wir ſtehen. Zierlich gebaut und trotz ſeines Alters nett erhalten — mit kleinem Thürchen, kleinen Fenſterchen, die Scheiben in Blei gefaßt, geſchnitzten Balken, Stockwerk über Stockwerk vorgebaut, mit Erkerchen und Wetterdach — ein ehrwürdig liebes Bildniß alter, guter Zeit ſtand es da. Die Frankfurter, mit dem allen Süddeutſchen gemeinſamen Sinn für das Concrete, der ſich in gut gewählten Beinamen ausſpricht, nennen es das „Puppenſchenkelchen;" ſo hieß es vor hundert Jahren, ſo heißt es noch heute. An der altersgeſchwärzten Wand, über den untern Fenſtern

hängt ein Holzſchild mit der Inſchrift: „Kaffee, Bier und Aepfelwein.“ Wir gingen hinein und traten, da links die Thüre aufſtand, über eine Holzſtufe in ein Stübchen. Es war klein, viereckig, im Ganzen ſauber und einladend. Am Fenſter räkelten ſich ein paar junge Burſchen, in der Tracht der niedern Bürgerklaſſe, den Kopf auf den Ellbogen geſtützt. Gäſte ſchienen ſie nicht zu ſein, doch bemüheten ſie ſich auch nicht weiter um uns, als daß ſie ihre Mützen vom rechten Ohr aufs linke ſchoben. Vor dem Tiſche ſaß ein Handwerksburſche, Hut auf, den Torniſter zu ſeinen Füßen; und ein Fuhrmann im blauen Kittel, der ſeine Peitſche zwiſchen die Beine geſtellt hatte. Sie ſprachen nicht unter einander, aber ſie ſahen uns groß an, da wir eintraten und uns gleichfalls an den Tiſch ſetzten. Ueber eine Weile kam durch die Thür ein junges, friſches Mädchen herein, mit hellblondem, breitgekämmtem Haar, lichtblauen Augen, in Roſa gekleidet, höchſtens neunzehn Jahre alt. Auch ſie ſah uns zuerſt verwundert, dann ein wenig verſchämt an; ſie brachte uns zwei Gläſer Bier, ſetzte ſie mit einem halblauten „Wol bekomm's!“ auf den Tiſch und wollte ſich entfernen.

„Warum denn ſo ſcheu, liebes Kind?“ fragte der Freund, der doch gern etwas ſagen wollte.

„Solcher Beſuch kommt nit alle Tag',“ antwortete die Kleine und ſchlug die lieben blauen Augen nieder.

„Aber das Bier iſt vortrefflich!“ fuhr mein Genoſſe fort, indem er einen herzhaften Zug aus dem Glaſe that.

„Des Bieres halber ſind Sie ſchon gewiß nit gekommen,“ entgegnete unſere ſchöne Schenkin und lächelte dabei.

„Würden Sie böſe ſein,“ redete ich dazwiſchen, „wenn wir Ihretwegen gekommen wären!“ Mochte ſie nun die Frage oder mein norddeutſcher Dialect befremden — ſie ſchwieg und wurde roth.

„Aber in aller Welt was giebts denn ſonſt noch im Hauſe, das uns hereingeführt haben könnte?“ fragte der Freund, indem er ſie ganz ernſthaft anſah.

„Ach, dem Herrn hilft das Verſtellen nichts!“ ſagte die Kleine, „der Herr iſt ein Frankfurter und weiß es ganz gewiß, daß er im Puppenſchenkelchen iſt. . . .“

„Nun ja, im Puppenſchenkelchen . . . .“ ſprach er ihr nach.

Aber das Mädchen, das nun auf einmal gar redſelig zu werden anfing, fuhr lebhaft fort: „Im Puppenſchenkelchen, wo dem Goethe ſein Gretchen gewohnt hat . . . .“

„Goethe! Gretchen!“ rief ich aus und fiel nun aus der unbefangenen Rolle, die wir uns vorgeſetzt hatten zu ſpielen. „Weißt Du auch, wer Gretchen war?“

„Was?“ ſprach ſie eifrig, „ich ſollte nicht wiſſen,

wer Gretchen war, da ich doch täglich da hinter ihrem Tiſchchen ſtehe? Da ich in ihrem Bette ſchlafe? Ich ſollte nicht wiſſen, daß da, an dem großen Tiſch, auf dem Holzſtuhl Goethe geſeſſen ....“ Bei dieſen Worten, da ſich unſere Augen nach der bezeichneten Gegend hinwendeten, richtete ſich der Handwerksburſche pathetiſch in ſeinem Stuhle empor und rückte ſeinen Hut zurecht — „ich ſollte nicht wiſſen, fuhr ſie fort, daß dort...“ und indem unſere Blicke ihren Fingern folgten, trafen ſie auf den Fuhrmann, der vor Beſtürzung die Peitſche fallen ließ und als er ſie wieder aufheben wollte, auch ſein Glas umſtieß, ſo daß der Aepfelwein über Tiſch und Bank floß. Das Mädchen ſprang raſch hinzu und wußte mit ebenſo viel Geſchick als Anmuth die Ordnung wieder herzuſtellen.

Als ſie wieder zu uns zurückgekehrt war, fragte der Freund, ob ſie die Tochter vom Hauſe ſei.

„Nein,“ erwiederte ſie, „ich bin vom Lande hereingekommen; das da, die Söhne vom Hauſe, ſind meine Vettern“ — dabei wies ſie auf die beiden Burſchen.

„Die Vettern! Die Vettern!“ jubelte ich. „Alles trifft zu, buchſtäblich.“

Aber die Vettern drehten ſich um, ſahen mich an und legten dann beide Arme auf die Fenſterbank, um gemächlich wieder auf's Gäßchen hinausſchauen zu können.

„Nun müſſen Sie uns aber auch Gretchens Zimmer zeigen, liebe Kleine," ſagte ich, indem ich ſie bittend anſah.

„Ach, das geht halt nit," entgegnete ſie zögernd; „der Herr wird doch nicht verlangen, daß ich ihm meine Schlafſtub' zeige?"

Auf dem Tiſche lag eine große Tafel, auf welcher Abends die Spielgäſte Verluſt und Gewinn anzuſtreichen pflegten. Der Freund ſchob ſie mir nebſt einem Griffel zu.

„Vielleicht thut ſie's dann," raunte er mir mit einem bedeutungsvollen Blicke zu. Ich, ohne viel Beſinnen, ſchrieb, ſo gut es mit dem Griffel auf der fettigen Oberfläche ſich thun ließ:

Alles iſt noch wie vor Zeiten,
Alles kommt bekannt mir für;
Fremdling — und voll Ehrfurcht ſchreiten
Sollſt Du mir durch dieſe Thür.

Ja, noch iſt's dieſelbe Schwelle,
Hier der Tiſch und hier die Bank, —
Henkelgläſer, Holzgeſtelle,
Dort das Fäßchen und der Schrank ....

Und Du ſelber liebes Mädchen
Schwebſt noch über Trepp' und Flur —
Aber ach! — dem neuen Gretchen
Fehlt der neue Goethe nur!

„Bravo!" rief der Freund, „das neue Gretchen! Du ſollſt das neue Gretchen ſein," ſagte er und reichte

dem verwunderten Mädchen die Schreibtafel hin. Sie ward purpurroth, als sie die Verse las. Dann sprach sie: „Kommen Sie, meine Herren! Ich werde Ihnen Gretchen's Zimmer zeigen!" Sie ging voran; wir stiegen ein kleines Treppchen mit geschnitztem Holzgeländer empor und traten dann, wieder links, in ein reinlich frisches Kämmerchen mit ausgetretenem Dielenboden und Holzgebälk unter der Decke. In diesem Augenblick ging die ganze Poesie der Faustdichtung durch meine bebende Seele. . . . .

Am Abend, nachdem das Schauspiel zu Ende war, erwartete ich meinen Reisegefährten vor dem Theater. Natürlich, er versäumte das Theater nie. Ich erzählte ihm sogleich mit Aufregung mein Abenteuer vom Nachmittag und bat ihn, mich ins Puppenschenkelchen zu begleiten. „Kaffee, Bier und Aepfelwein," wiederholte er, vor sich hinbrummend, die Schildinschrift jenes Häuschens. „Na, wenn's da Bier giebt, so ist mir's auch einerlei," sagte er endlich nach reiflicher Ueberlegung und folgte mir.

Als wir eintraten, war das Stübchen voll; das neue Gretchen saß am Tische, von einigen munteren und wolgekleideten jungen Männern umgeben, denn mit den Vettern schien's doch Nichts zu sein. Die Tafel mit den halbverwischten Linien meines Gedichtes lag auf der Mitte des Tisches neben Krügen und Spielkarten.

Sobald ſie uns ſah, kam ſie auf mich zu, der Reiſegefährte verlangte ſogleich ein Glas Bier.

„Wollen Sie nicht ein Glas Aepfelwein?“ fragte das freundliche Mädchen, „das Bier iſt uns ſeit einer halben Stunde ausgegangen.“

Ich war gleich bereit, ihre Frage zu bejahen; aber der Reiſegefährte ſah zuerſt mit finſterm Blick die Gläſer an, die noch zum Theil mit Bier gefüllt, auf dem Tiſche ſtanden, und knurrte dann vor ſich hin: „Du weißt, daß ich am Abend ohne einen kühlen Schoppen Bier einmal nicht ſein kann! Ich kann es einmal nicht!“

Man muß nachſichtig gegen die Neigungen der Freunde ſein, und ſo gingen wir denn. Das Mädchen brachte uns bis an die Thüre und gab mir zum Abſchied die Hand. Der Reiſegefährte verſprach am andern Tage, wenn ein neues Fäßchen angeſtochen ſein würde, wiederzukommen; ich aber ſchwieg.

Der Reiſegefährte begab ſich in's Café d'Hollande und ich folgte ihm. Als ich am Goethemonument vorbeikam, dachte ich: „Dein Gretchen lebt noch!“

Aber wiedergeſehen hab' ich's nicht; am andern Morgen reiſ'te ich ab.

Die kleine Melanie.

(1855.)

Wolfgang liebte ſein Paris mit wahrhaft deutſcher Innigkeit. Es hatte ihm noch nirgends ſo lange und ſo recht von Herzen gefallen, als in Paris. Er hatte die Straßen und die Caffeehäuſer lieb, er hatte die Theater und die Gärten lieb: am liebſten aber hatte er ſeine kleine Melanie. Gott weiß, wie er ſie gefunden hatte. Wußte er doch ſelbſt nur, wo er ſie gefunden hatte. Das geſchah nämlich in der Blumenausſtellung, dem Induſtriepalaſte gegenüber. Es war ein recht ſonniger und wonniger Mainachmittag. Auf den hohen bunten Stangen vor der Eingangspforte blitzten die goldenen Sternſpitzen; Karoſſen hielten davor, Livreebediente ſtanden müſſig daneben, die Spaziergänger drängten hin und her, und Polizeidiener gaben Acht, daß die allgemeine Wolfahrt nicht geſtört wurde.

Wolfgang blieb stehen, denn von allen deutschen Gewohnheiten ist stehen bleiben die deutscheste. Aber in Paris ist sogar der Stillstand polizeilich verboten, woran einer von den Sergeanten unsern Freund erinnerte, der sich denn auch in die gebotene Bewegung setzte und auf- und niedergehen mußte, wie die Andern. Auf einmal rollte ein leichtes, halboffenes Wägelchen heran; eine graziöse Dame, verschleiert zwar, aber nicht so dicht, daß man nicht hätte die dunkeln Augen hinter dem Spitzentuche sehen können, stieg aus und verschwand hinter einem der Eisengitter, um welche das üppigste Maigrün wucherte. Wolfgang war für dunkle Augen über die Maßen empfänglich. Er war bald mitten unter den Blumen und Bäumen. Rosenduft stieg aus tausend halboffenen Kelchen, Veilchenhauch schwomm weich dazwischen — hier in einem zierlichen Käfig zwitscherten Vögel mit seltsam schillerndem Gefieder, dort sprang eine Fontaine, und in dem klaren Bassin zogen Schwäne in weiten stolzen Kreisen. Er kam an ein Glashaus, in welchem prächtige Tropengewächse aus phantastisch gebildeten Blüthen allen Wolgeruch ferner Zonen in die Luft hauchten; er kam an ein anderes, wo sich um schwellende Früchte verschiedene Tantaluſſe gesammelt hatten — er sah und hörte das Alles .... aber nein! .... er sah und hörte Nichts! Er suchte. —

Digitized by Google

Endlich fand er ein Zelt mit chineſiſchem Dache; reichgewirkte Wandgardinen flatterten, vom lauen Winde ſacht gehoben; ein friſchgrüner Raſen dehnte ſich ringsum, und zierlich gefaßte Beete umgaben die Zeltſtangen. Und in einem leichten Drathſtuhle, den ſie bis in die Mitte vorgeſchoben hatte, ſaß ſie, die er ſuchte, die Dame mit dem Blondenſchleier, die Dame mit den großen ſchwarzen Augen. Um ihre dunkle Seidenrobe wogte das hohe Gras und die Blumen; die eine Hand hielt den Fächer, nachläſſig ausgeſtreckt .... ihr Auge folgte bald den bunten Schmetterlingen, die vor ihr auf- und niedergaukelten, bald ſenkte es ſich in den Kelch der Hyacinthen und Azaleen, die vor ihren Füßen blühten. Das ſanfte Oval ihres Geſichtes war leicht geröthet; es war ein feiner Schmelz in ihren Zügen, eine Grazie in ihren Formen, eine Seelentiefe in ihren Augen, daß Wolfgang gewis für ſie geſchwärmt haben würde, wäre er ihr in Deutſchlands jungfräulichen Maigefilden begegnet, ... in Paris aber iſt Schwärmerei eine ſehr langweilige und höchſt überflüſſige Mühe. In Paris muß man ſprechen, ob man nun Etwas weiß oder nicht, ob man verſtanden wird oder ſelbſt nicht verſteht, — ſprechen um jeden Preis, nur ſprechen! Und ſo ſprach er denn. Er ſprach von den Blumen, von Frankreich, von den Pariſerinnen und ſie .... ſie hatte ſich erſt abgewendet, hatte erzürnt über ſeine

Dreiſtigkeit gethan, hatte geſchmollt und Miene gemacht, fortzugehen, aber dennoch war ſie geblieben. Sie blieb .... ja, warum blieb ſie? Sie wußte es ſelbſt noch nicht.

Wolfgang hatte ihr geſagt, daß er ein Deutſcher und nach Paris geſchickt ſei, um ſich auf die diplomatiſche Laufbahn vorzubereiten. Er erzählte ihr von ſeinen Ausſichten in die Zukunft, von ſeiner Familie, von ſeinen Hoffnungen und Träumen, ſogar von ſeinem Herzen ſprach er ihr, weil davon ja jeder Deutſche ſprechen muß.

Und ſie, die Anfangs nur widerwillig zugehört hatte und böſe that, ſie lauſchte nach und nach ganz freundlich auf ſein Geplauder hin und endlich .... endlich lächelte ſie. Die Franzöſinnen müſſen immer lächeln, wenn ihnen ein Deutſcher von ſeinem Herzen ſpricht. Dies Herz iſt ihnen ſo geheimnißvoll, ſo märchenhaft, ſo .... Aber genug, ſie lächelte und dieſes Lächeln war der Anfang einer Bekanntſchaft, die ſich machte, Wolfgang wußte ſelbſt nicht wie. Auf einmal kannte er ihren Namen, ihre Wohnung und ....

Und ſo fand Wolfgang ſeine Melanie; und wie geſagt, ſo viel er auch in dem ſchönen Paris lieb hatte, das Liebſte war und blieb ihm doch immer ſeine kleine reizende Freundin. Des Morgens ſchon gegen eilf Uhr klopfte es an ſeiner Thüre, — dann ſteckte ſich ein

niedliches Köpfchen herein, und ein zierliches Figürchen folgte in seidenem Ueberwurf und einem koketten Blumenhütchen. — Ein ganz allerliebstes Wesen mit innig schmachtenden Augen flog herein .... ein süßes Kind von frischester Jugend eilte auf Wolfgang zu, der in seinem Sammtfauteuil saß, umhalste ihn, küßte ihn, warf Mantel und Hut und Handschuh und Marquise weg und war dann die geistvolle, lebhafte, herzliche Melanie! Man plauderte zusammen, man neckte sich, man schwur sich ewige Liebe und Treue und gestand sich zuletzt, daß man Appetit habe. Alsdann begab man sich zusammen, Melanie an Wolfgang's Arm, auf die Boulevards und nach dem Café Frascati, Ecke der Rue Richelieu. Der dicke Kellner mit der Glatze kannte sie schon. Er reservirte ihnen immer den besten Platz unter dem Leinendach vor der Thür; wenn sie kamen, stand schon ihr Tischchen da und zwei Sessel daneben angelehnt. Der dicke Kellner brachte das Frühstück. Wolfgang rauchte zur Tasse Caffee seine Havanna-Cigarre und Melanie las ihm das Feuilleton des Moniteur vor. Darauf besuchte man zusammen das Louvre oder das Palais der schönen Künste; wenn's kühler geworden, fuhr man hinaus ins Hölzchen von Boulogne, und um sechs Uhr dinirte man bei Desiré auf dem Boulevard Poissonière. Hier erhielten sie stets ihr eigenes Zimmerchen, wo sie niemand störte, als der Kellner und

auch dieſer nur bis zum Deſert. — Den Caffee nahm man in der Rotunde des Palais Royal zu ſich und bis Mitternacht ſchwärmte man vom Theater in die Gärten der Elyſeeiſchen Felder, und von den Gärten in die Cafés chantants — und man trennte ſich alsdann niemals ohne die Verſicherung, von einander träumen zu wollen!

Und ihr ganzes Leben war ein ſchöner, köſtlicher Traum!

Aber da trat ein ſehr unerwartetes, ſehr ſchreckliches Ereigniß ein. — Wolfgang's Schweſter hatte ſich verheirathet. Das war nun an ſich weder unerwartet — denn Herr von Stromberg hatte ſich ſchon als Regierungsſecretair um Minna's Hand beworben, und erhielt ihre Hand ſogleich, als er Miniſterialrath geworden war, — alſo das Ereigniß war an ſich weder ſehr unerwartet noch ſehr ſchrecklich, denn Baron Stromberg war einer der liebenswürdigſten Herren der kleinen deutſchen Reſidenz, dabei aus einem alten und bedeutenden Hauſe und durch ſeine neue Stellung auch für ſeine Perſon auf einem gewichtigen Poſten vom größten Einfluſſe. Schrecklich war es nur, daß er auf den Einfall gerieth, ſeine Hochzeitsreiſe nach Paris zu machen, und um ſo ſchrecklicher, als dies für Wolfgang unerwartet geſchah. Man hatte den lieben Bruder überraſchen wollen.

Eines Morgens, nachdem Melanie ſo eben Hut und Mantille abgelegt und ſich zu ihrem Freund auf's Sopha geſetzt hatte, polterte ein ganz unbekannter Tritt die Treppe empor und hielt vor Wolfgang's Thür. Wolfgang ließ dem unbequemen Beſuch gar nicht Zeit zum Anklopfen, ſondern trat ſogleich hinaus. Da ſtand einer jener Lohnbedienten, wie ſie in ſchwarzem Frack, weißen Baumwollhandſchuhen und ziemlich ſchäbigem Hut, mit wenig Sprachkenntniß und ſehr vieler Unverſchämtheit die Ciceroues zu ſpielen pflegen. Er zeigte an, daß unten im Wagen der Herr und die Frau von Stromberg ſäßen — und daß er ſie ſofort heraufführen werde!

„Ich bin verloren, ich bin verloren!“ rief der unglückliche Wolfgang, indem er ganz außer ſich in die Stube zurückſtürzte.

„Was, mein Liebſter? Was iſt geſchehn?“ ſchmeichelte Melanie, die nicht verſtand, was ihr Freund geſprochen, die große Beſtürzung auf ſeinem Geſichte aber wol bemerkte.

„Kurz und gut, meine Theure,“ erwiderte ihr Wolfgang mit ungekünſtelter Haſt, „in einer Minute werden mein Schwager und meine Schweſter hier eintreten ... Keine Erklärung, wenigſtens jetzt nicht, ... morgen, heut Abend, in einer Stunde .... nur jetzt nicht .... jetzt Melanie, wenn Du mich retten willſt .... jetzt ....“

„Jetzt werde ich gehen," verſetzte die Franzöſin ganz ruhig.

Aber es war ſchon zu ſpät. Man hörte bereits die Schritte der Kommenden auf der Treppe. Was war zu thun? Melanie hatte den Mantel und den Hut genommen, und ſtieg, kurz gefaßt, durch die Fenſterthüre auf den Balkon; Wolfgang ſchlug die Flügel hinter ihr zu, zog die Gardine feſt zuſammen, ſchöpfte tief Athem und lag an der Bruſt ſeiner geliebten Schweſter, fühlte ſich von den Armen ſeines zärtlichen Schwagers umſchlungen.

Des Fragens und Antwortens, des Erzählens und Händedrückens war kein Ende. Stromberg brachte dem Schwager Briefe und Geld von ſeinem Vater nebſt vielen Rathſchlägen und Ermahnungen, es gut und im Intereſſe ſeiner Studien und Fortbildung zu verwenden. Minna war entzückt über die Wohnung ihres Bruders, über den Comfort, die Ordnung, die Zierlichkeit darin. — „Es weht hier Etwas von weiblicher Grazie," meinte ſie. „Ja, aber dabei iſt es doch recht dumpf und ſchwül im Cabinet," ſetzte Stromberg hinzu. „Draußen iſt das mildeſte Sonnenwetter, und Sie haben alle Läden geſchloſſen; erlauben Sie, lieber Schwager," — und damit trat er an's Balkonfenſter, um es zu öffnen.

„Jeſus Marie!" ſchrie Wolfgang, — „es würde

mein Tod ſein! Nicht ein Lüftchen darf herein .... ich habe den Catarrh, den Rheumatismus ... ich würde umkommen, wenn mich der leiſeſte Zug anhauchte!"

„Armer Bruder!" ſeufzte die Schweſter, indem ſie aufſtand, um den Leidenden in die Arme zu ſchließen. Aber ſie wäre beinahe gefallen, denn unbemerkt hatte ſie ſich mit den Füßen in einem zarten Gewebe, in einem Netze verſtrickt, das am Boden lag.

„Sacre nom de Dieu! das iſt ja ein Schleier," rief der galante Ehemann, der ſeinem Weibchen zu Hülfe geeilt war. — In der That, — es war Melanie's Blondenſchleier, den ſie in der Eile der Flucht aufzunehmen vergeßen hatte.

„Ein Schleier?" fragte Minna verwundert.

„Es iſt ſo," ſagte der Patient und ſank dabei in den Lehnſtuhl. „Ach, hätte mich dieſes Unwolſein nicht an jedem andern Orte peinigen können? Warum gerade in Paris? Wenn alle Andern hinauspilgern ins Freie, in's lachende Grün der Elyſeeiſchen Felder, dann muß ich mich auf den Divan legen, um mich durch den Nachmittagsſchlaf wieder zu ſtärken. Aber da mir die böſen Fliegen keine Ruh laßen, ſo mußte ich mir einen Schleier anſchaffen, um mich ſo der Läſtigen zu erwehren!"

Indeßen wurde es im Zimmer von Minute zu Minute ſchwüler und unerträglicher und weder die Liebe

Bayerische Staatsbibliothek München

der Schwester, noch die des Schwagers fühlte sich stark genug, um die Krankenluft länger athmen zu können. Man verabredete daher, daß Wolfgang die Beiden in ihrem Hôtel aufsuchen solle, sobald er Toilette gemacht und sich zum Ausgehn stark genug glaube. Das Ehepaar gieng, der Wagen raßelte .... die Balkonfenster flogen auf und Melanie lag in Wolfgangs Armen.

Leider aber durfte sie für diesmal darin nicht bleiben. Er war der einzige Sohn eines Staatsministers und sollte Carrière machen. Für diese Carrière mußte Melanie seinem Schwager, seiner Schwester, seinem Vater, der ganzen Welt in Deutschland ein Hindernis scheinen. Seiner Melanie, die mit deutschem Vorurtheil nicht bekannt war, konnte er das Peinliche seiner Lage freilich nicht begreiflich machen; allein sie war ihm zu herzlich ergeben, um in seine Worte Zweifel und Mistrauen zu setzen. Sie ergab sich in das Unvermeidliche — für acht Tage, vielleicht für länger, mußte jeder Verkehr abgebrochen werden ... Mit Thränen in den Augen, als sei's für die Ewigkeit, nahm sie von ihm Abschied und als sie gegangen war, saß Wolfgang in seinem Seßel und empfand eine Leere und Schwere im Herzen, als sei seinem Leben nun der schönste Reiz genommen.

Wie kahl schien ihm die Stadt der Ueppigkeit und Fülle ohne sie — wie gemahnte ihn Alles, was durch sie einst so unendlich viel schöner schien, an sie, deren

Bayerische Staatsbibliothek München

Anblick ihm das widrige Geſchick verſagte! Er ward trübe, nachdenklich, verſtimmter mit jedem Tage, was natürlich ſeine Verwandten für Nachwirkung ſeiner Krankheit hielten.

Eines Mittags frühſtückte man zuſammen auf den Boulevards. Stromberg war in der beſten Laune; ſein Frauchen bewunderte in glücklichſter Stimmung die eleganten Toiletten, die ſich vorüber bewegten. Keine Frage — es gefiel den Beiden außerordentlich in Paris; das ſchönſte Wetter heiterte jeden Genuß um ſo mehr auf. Es waren rechte Flitterwochen, die die Beiden da verlebten; jeder Tag flitterte von tauſend goldenen Vergnügungen.

„Ich habe nun Alles geſehen, gehört und erlebt, was Paris zu bieten hat," ſagte Herr von Stromberg, indem er eine Regalia anzündete und ſeinem Schwager das Cigarrenetui hinreichte. „Eins fehlt mir noch ... Du weißt, liebes Weibchen, wie ſehr ich mein Lebtag für's franzöſiſche Theater geſchwärmt habe .... ich möchte ... je nun, warum ſoll ich's nicht ſagen? ... ich möchte eine Theaterbekanntſchaft machen. Zum Beiſpiel die Rachel ..."

Da zuckte eine plötzliche Röthe über Wolfgang's Antlitz — und ein kühner Gedanke fuhr durch ſeine Seele.

„Die Rachel, lieber Schwager," ſagte er, „iſt ſeit

einer Woche abgereist, ... Sie kommen zu spät, um diese Dame kennen zu lernen. Allein in einer Soirée des Vicomte Vigier hatte ich die Ehre ... das Glück ... hatte ich das Vergnügen, eine der beliebtesten Soubretten des Variété-Theaters kennen zu lernen ... die neueste Berühmtheit von Paris, eine zweite Mars, eine andere Déjazet ..."

„Charmant!" rief Herr von Stromberg aus ...

„Ich eile, Madame Duchésne zu benachrichtigen ..." sagte Wolfgang, sprang auf und ließ einen Wagen kommen.

„Vergeßen Sie nicht, Madame Duchésne zum Diner einzuladen ..." rief ihm Stromberg nach.

Aber Wolfgang saß schon im Wagen ... er war schon auf dem Wege zu seiner geliebten Melanie ...

Als er bei ihr eintrat, hastig und vor Eile fast außer sich, lag Melanie im Negligé auf dem Plüschdivan ausgestreckt. — Seit Wolfgang ihr gefehlt, war sie nicht mehr an die Luft, nicht mehr auf die Boulevards, nicht mehr ins Theater, ja nicht einmal mehr nach dem Jardin d'Hiver gekommen. Der Arm und das zarte Händchen hingen erschlafft über der Divanlehne nieder ... Die Maroquinstiefelchen standen staubig auf dem Estrich.

Wolfgang sank in die Arme seiner Schönen. Er hatte seine Melanie wieder.

„Aber nun auf!“ rief er. „Es gilt den luſtigſten Streich zu ſpielen, der je erſonnen iſt. Weißt Du, meine herzige Melanie, daß Du von dieſem Augenblicke an Soubrette des Variété-Theaters biſt? . . .“

„Wie? Was?“ fragte die Erſtaunte, der Wolfgang nun ſeinen ganzen Plan entdeckte. Natürlich, daß ſie einſtimmte.

„Ich bin zu Allem bereit, wenn es nur dazu führt, Dich wieder zu beſitzen,“ rief ſie, indem ſie den Geliebten mit leidenſchaftlicher Wärme umarmte.

„Höre denn, mein Herz! Du wirſt Dich in die allerbeſte Toilette werfen, — es gilt, den Künſtlerſtand zu repräſentiren! Du wirſt einem deutſchen Ehepaar den höchſten Begriff von franzöſiſcher Grazie und Liebenswürdigkeit zu geben haben . . . o, es wird Dir leicht werden, meine Melanie! Du wirſt mich behandeln, wie ſoll ich ſagen? mit einer gewißen Herablaßung . . . Du wirſt Dich gegen mich benehmen, wie ſich ein großes Genie gegen einen Kunſtenthuſiaſten zu benehmen pflegt . . . zutraulich und doch mit Stolz, familiär und doch mit Würde, und gegen meinen Schwager, gegen meine Schweſter —“

„Ich weiß ſchon, mein Beſter!“ unterbrach ihn Melanie, „ich weiß Alles! Tritt Du nur einen Augenblick in meinen Salon und laß mich Toilette machen; Du wirſt mit mir zufrieden ſein!“

Google

Nach einer halben Stunde ward die Salonthür geöffnet. Melanie trat ein. Aber nein — das war ja die kleine Melanie nicht mehr... das war eine Dame, die man in Deutschland für eine Prinzeßin gehalten haben würde. Die prachtvollste Robe von blauem Atlas schmiegte sich an ihre zarten Körperformen; ein Spitzenhemd ward auf der Brust sichtbar, dessen sich eine Herzogin von Brabant nicht zu schämen gehabt hätte... um den blendend weißen Arm schloß sich ein Diamantenband, und eine dunkle Sammetmantille mit kostbarem Spitzenbesatz vollendete ihren Anzug.

„Madame Duchésne," sagte Wolfgang, indem er ihr den Arm bot...

„Monsieur de Schönmark," entgegnete das muntere Dämchen... und so ging man zum Wagen, der unten hielt und fuhr ins Hôtel des Princes,. wo der Ministerialrath von Stromberg und die gnädige Frau auf den künstlerischen Besuch warteten.

Endlich meldete der Bediente Madame Duchésne und Herrn von Schönmark. Die Thüre ward weit geöffnet und die prächtige Erscheinung ging vor den verwunderten Blicken der beiden Deutschen auf. Herr von Stromberg hatte doch schon mancher hohen und eleganten Dame gegenüber gestanden; aber vor Madame Duchésne verging ihm beinahe das Wort. Die gewandte Dame kam ihm sogleich entgegen. Sie habe

mit Beſchämung vernommen, ſagte ſie, wie man ſich in Deutſchland von ihrem geringen künſtleriſchen Verdienſt unterhalte — ſie ſei um ſo freudiger der Einladung ſo hochachtbarer und edler Deutſchen gefolgt, als ſie ihr durch eine Hand zugekommen ſei, der ſie Nichts abſchlagen möge, ſchon darum, weil es nicht Sache der echten Künſtlerin ſei, durch Prüderie die wenigen aufrichtigen Freunde der Kunſt abzuſtoßen; ja, ſie ſei ſoweit gegangen, Herrn von Schönmark's Wagen ſogleich zum Beſuch benutzt zu haben, da ſie des Vergnügens, die Herrſchaften kennen zu lernen, nicht habe verluſtig werden mögen, und bei ſich im Augenblicke doch keinen Beſuch empfangen könne, da das Unwolſein ihrer guten Mutter ſeit längerer Zeit ſchon ihren Salon ſehr unwirthlich gemacht habe.

Dieſe Anrede, mit der Schnelligkeit eines Diplomaten gehalten, hatte auch Herrn von Stromberg das Wort wieder gegeben. Er freute ſich unendlich, die gefeierte Künſtlerin kennen zu lernen; nur bedauerte er, bisher noch nicht Gelegenheit gehabt zu haben, ſie auftreten zu ſehen.

„Daran iſt mein lieber Schwager Schuld!“ ſetzte er im vorwurfsvollen Tone hinzu. „Warum hat er mich nicht früher ſchon darauf aufmerkſam gemacht?“

Melanie verbiß kaum ein ſchelmiſches Lächeln. Dann

erwiederte sie scherzend: „Nun, dem Unglücke läßt sich leicht abhelfen, wofern es Ihr Ernst ist, Monsieur!“

„Mein heiligster!“ betheuerte Herr von Stromberg sehr eifrig.

„Nun gut, so können Sie mich heut Abend in meiner Lieblingsrolle — im „Abbé galant“ sehen...“

„L'abbé galant?... Unvergleichlich, süperb!“ rief Herr von Stromberg... „Aber, meine Gnädigste, zuvor darf ich auf die Ehre hoffen, Sie bei unserm Diner zu sehen?“

„Mit Vergnügen,“ erwiederte Madame. „Allein da ich um sieben Uhr auf der Bühne sein muß...“

„So werden wir — es ist bereits fünf Uhr — in das Café de Paris fahren.“

Man brach auf, man dinirte. — Das Mahl war köstlich. Was will selbst die Tafel eines deutschen Fürsten gegen die Leckereien bedeuten, mit denen der Fürst der Pariser Restaurants seine Gäste bewirthet?

Nach sechs Uhr ward die Tafel aufgehoben. Madame Duchésne fuhr ab; Frau von Stromberg machte Toilette, Herr von Stromberg Queue vor dem Theatre des Variétés und Wolfgang wollte sich todt lachen.

Endlich waren Billets erobert, Plätze gefunden... endlich begann die Musik und der Vorhang rollte auf. Endlich kam auch die Scene, in welcher Madame Duchésne auftrat. Schallender Beifall und Applaus

empfingen sie, noch ehe sie ein Wort gesprochen hatte. Freilich war es nicht Madame Duchésne, ... das glaubten im ganzen Theater, von den tausend versammelten Zuschauern, nur zwei, nämlich Herr und Frau von Stromberg. Wie leicht hätten sie ihrer Täuschung inne werden können. Aber mit einer Gewandtheit, die dem künftigen Diplomaten alle Ehre machte, wußte Wolfgang jeden Versuch Strombergs, sich einen Zettel zu verschaffen, zu vereiteln. An der Identität der Person zu zweifeln, fiel dem ehrenwerthen Ministerialrath nicht ein; das Abbékostüm, die Toilettenkunst der Pariserin rühmend, fand er Madame Duchésne auf der Bühne nicht minder bezaubernd, vortrefflich und unvergleichlich, als im Leben.

Das Stück ging zu Ende und Madame Duchésne wurde dreimal, viermal gerufen; ... zwar war es wieder nicht eigentlich Madame Duchésne, die gerufen wurde ... allein, wer hört bei einem Tumulte so vieler Hunderte von Kehlen, so vieler Tausende von Händen und Füßen auf Vocale und Consonanten? Genug, sie erschien dreimal, viermal und Herr von Stromberg bestand darauf, sie auch zum Souper wieder zu sehen. Wolfgang machte zwar Schwierigkeit, es sei das nicht ihre Gewohnheit, nach der Vorstellung noch auszufahren ... allein Herr von Stromberg ruhte nicht und obschon seine Frau ein ganz klein wenig eifersüchtig wurde, ging Wolfgang doch und siehe da! — nach

kaum einer Stunde führte er Madame Duchésne in's Hôtel des Princes zurück. Madame Duchésne hatte den steifen Anzug des Tages mit einem leichten, höchst gefälligen und bequemen, vertauscht und sah fast noch anmuthiger aus, als vorhin. Herr von Stromberg war in seinen Complimenten unerschöpflich — Frau von Stromberg machte gute Miene zum bösen Spiele und Wolfgang ging zuweilen ans Fenster, um hinauszulachen.

Beim Scheiden verabredete man für den andern Tag eine Partie nach Versailles. Aber des andern Tages in aller Frühe schon lief eine telegraphische Depesche ein, welche Herrn von Stromberg unverzüglich ins Cabinet seines allergnädigsten Herrn zurückrief. Dringende Geschäfte machten seine Anwesenheit nothwendig, — man sah sich genöthigt, seine Ferien abzukürzen. Frau von Stromberg athmete auf; ihr Gemahl ging, um noch Geschenke einzukaufen. Wolfgang begleitete ihn. Auf diesem Wege kaufte Herr von Stromberg auch ein kostbares Geschmeide, welches er Wolfgang mit dem Auftrage gab, auf die Innenseite der Broche die Worte: „Aus Verehrung für die Kunst" graviren zu laßen und sie alsdann der Madame Duchésne als ein verehrungsvolles Zeichen seiner Bewunderung zu überreichen.

Das Ehepaar reis'te ab; das Glück der Liebenden

begann aufs Neue, ja es hatte durch dieses kleine Zwischenabenteuer einen piquanten Reiz mehr erhalten und gab Veranlaßung zu tausend Scherzen und Neckereien.

So ging der Sommer dahin .... und ach! die Trennung nahte. Mit dem Herbst sollte Wolfgang nach Deutschland zurückkehren, um sein letztes Examen zu machen und alsdann — auf den besonderen Wunsch seines Fürsten, sogleich in die Geschäfte einzutreten. Ein Liebesverhältniß pflegt an Innigkeit und Wärme zuzunehmen, je mehr es durch die Verhältnisse sich zum jähen Bruch getrieben sieht. Es zittert alsdann ein Ton der Wehmuth durch alle Freude, die Liebe zu gewähren weiß, und wenn es Etwas giebt, das Menschenherzen an einander schließt, so ist es die wehmüthige Stimmung, in der sich beide befinden.

In diese Lage der beiden Liebenden fiel ein Brief des Herrn von Stromberg, worin er meldete: Man beabsichtige in der Residenz für den kommenden Winter ein französisches Theater zu errichten. Stromberg — bei seiner bekannten Passion für dasselbe — habe sich deshalb mit mehreren andern gebildeten und hochstehenden Herren vereinigt, um das künstlerische Vorhaben nach Kräften zu unterstützen. Sein sehnlichster Wunsch sei, Madame Duchésne bei diesem Theater, wenn auch nur als Gast, betheiligt zu sehen. Man biete ihr so viel Vortheile, als sie deren nur wünschen möge.... man

wolle kein Opfer scheuen, um ihr die Stellung, welche sie am Theatre des Variétés bekleidet habe, vollständig zu ersetzen. Wolfgang möge doch das Seinige thun, um Madamt Duchésne zu diesem Entschluße zu bewegen.

Als Wolfgang seiner Schönen den Brief übersetzte, da lachte sie hell auf. Aber am andern Tage lachte sie schon nicht mehr, sondern lernte — Rollen! Und Wolfgang, anstatt sich zu seinem diplomatischen Examen vorzubereiten, bereitete Melanie zu ihrem künstlerischen vor. Das Mädchen lernte mit einer Schnelligkeit, über die Wolfgang sich gar nicht genug wundern konnte, ihre Auffassung war so glücklich, ihre Darstellungsgabe so eminent, daß Wolfgang ihre Triumphe im Geiste schon voraussah. Sie war eben nichts mehr und nichts weniger als jede andere Französin — eine geborene Schauspielerin! — In einem sehr zierlichen und geistreichen Briefe nahm Melanie — die sich von nun an nur noch Madame Duchésne nannte — das Anerbieten an. Inzwischen hatte sich Wolfgang mit dem indes designirten Theaterdirector in Correspondenz gesetzt und diesen, soweit es nöthig war, ins Vertrauen gezogen — und das müßte ein schlechter Theaterprincipal sein, mit dem ein Attaché nicht aufstellen könnte, was er wollte! Zwar war Wolfgang noch kein Attaché, aber doch auf dem besten Wege dazu. Das Examen bestand er mit Glück, und noch ehe Madame Duchésne angelangt war, hatte

er ſchon die Geſchäfte eines Legationsſecretairs im Miniſterium des Auswärtigen zu beſorgen. Da kam nun auch der Tag heran, an welchem Madame Duchésne vor dem geſpannten Reſidenzpublicum debütiren ſollte. Wer nun glauben möchte, daß ſie Herzklopfen gehabt hätte, der irrt. Eine Franzöſin hat nie Herzklopfen oder höchſtens, wenn ſie tanzt. Sie trat im „Abbé galant" auf — ſie ward ſtürmiſch empfangen, ſie ſpielte hinreißend, ſie ward am Ende dreimal, viermal gerufen — „ganz wie im Variététheater," ſagte ihr Protector, Herr von Stromberg... Das Glück der Madame Duchésne war gemacht.

Madame Duchésne ward von Rolle zu Rolle beßer, ſie wuchs von Abend zu Abend ſowol in ihrer eigenen Kraft, als auch in der Gunſt des Publicums. Sie ward bald ſein entſchiedener Liebling und von Allen mit Recht gefeiert. Wolfgang, der in Paris einflußreiche, journaliſtiſche Verbindungen hatte, ließ in allen Blättern plötzlich die Nachricht ertönen: fern, in einem deutſchen Städtchen, ſei ein theatraliſches Talent erſter Größe, ein wahrer Stern der dramatiſchen Kunſt aufgetaucht — alle Blätter brachten dieſe Nachricht, nur der Moniteur nicht... denn der Moniteur ward in der kleinen Reſidenz geleſen. — Ganz Paris ward aufmerkſam... Madame Duchésne erhielt Anerbietungen —

und vom Juli ab hat ſie wirklich auf einem Pariſer Theater geſpielt und zwar mit Glück.

Am 15. Auguſt iſt auch Wolfgang wieder nach Paris zurückgekehrt; er iſt als Attaché der Geſandtſchaft ſeines Vaterlandes beigegeben worden. Und ſo ſind die Liebenden wieder vereint ... „und können ſich heirathen,“ wird die gefühlvolle Leſerin denken.

Ob ſie dieß nun wirklich gethan haben, können wir nicht ſagen. Denn wenn es eine Stadt giebt, in welcher nicht alle Romane mit der Heirath ſchließen, ſo iſt Paris dieſe Stadt.

Wie dem aber auch ſei — wir geben den Beiden unſern Segen, und wir hoffen nicht, daß eine von unſern Leſerinnen ſo grauſam iſt, ihnen den ihrigen zu verweigern!

Va banque!

Ein Sommerleben in Wiesbaden.

(1857.)

Rouge et noir! — La bourse et la vie!

— happy it is, to love when one is hopeful and young in the midst of smiles and sunshine; but be unhappy, and then see, what it is, to be loved by a good woman!

Thackeray.

Der Kochbrunnen und ſeine Geiſter.

Otto Fichtner war kaum eine halbe Stunde im Victoria-Hôtel zu Wiesbaden angelangt, als er ſich ſchon wieder hinaus begab, und im leichten Reiſecoſtüm, ſeine Cigarre rauchend, behaglich dahin ſchritt. Es war an einem lauen, feuchtdunklen Juni-Abend. Es war ſchon ſpät; nur hier und da glänzte noch ein Licht, die Wege und Alleen waren leer. Nur die Baumkronen rauſchten. Er liebte die Einſamkeit, er liebte die Juninächte. Warum hätte er ſie nicht lieben ſollen? Er war ein junger Mann und ein hübſcher Mann — ein Mann, der keine Sorgen kannte, kurz ein glücklicher Mann. Aber das iſt noch nicht Alles; Otto Fichtner war auch ein reicher Mann. Er hatte vor zwei Monaten von einer Tante dreißigtauſend Gulden geerbt — warum hätte er nun die Einſamkeit und die Juninächte nicht lieben ſollen? Otto Fichtner durfte Alles lieben, was ihm Vergnügen machte. Vergnügen war jetzt ſeine

Parole. Dieſen ganzen Sommer wollte er Nichts haben und Nichts ſuchen, als Vergnügen. Das glaubte er verdient zu haben. Denn ſeine Vergangenheit war wirklich nicht beſonders roſig geweſen. Die Natur hatte einen Menſchen aus ihm gemacht, mit der ungeheuren Sehnſucht, frei zu ſein und frei zu leben. Aber das Schickſal hatte ihn zum Doctor juris gemacht, hatte ihn an den Kanzleitiſch geſchmiedet, und ihn dazu verdammt, zu protocollieren und zu regiſtrieren. Seine Seele ſchrumpfte zuſammen, wie die Seele im Federkiel, den er führte. So hatte er zwei Jahre im Secretariat der Oeſtreichiſchen Geſandtſchaft zu Paris gearbeitet; dann war er nach Wien zurückberufen, und hatte im Cabinet des Auswärtigen gearbeitet. Viel Arbeit und wenig Gehalt — das war ſein Schickſal in Paris, und das blieb es auch in Wien. Auf einmal ſtarb die Tante, und da hätte man den Freudenſprung ſehen ſollen, den Otto Fichtner that. Gott bewahre! — Otto Fichtner wünſchte keinem Menſchen etwas Böſes, am allerwenigſten ſeiner Tante. Aber ſeine Tante war älter geworden, als Damen ihres Standes ſonſt zu werden pflegen; und da ſie nun den Weg alles Fleiſches gegangen und den Tod der Gerechten geſtorben war — warum hätte ihr einziger Neffe ihr das misgönnen ſollen? Nein, dazu hatte er ſie doch zu lieb gehabt, obwol er ſie bei ihren Lebzeiten wenig geſehn und wenig beſucht hatte. Sie

war immer ſo grämlich geweſen, die alte Tante! Aber einen Grabſtein bekam ſie, wie eine Baronin! Manche Gräfin hatte keinen ſchöneren Grabſtein: ſchwarzer Marmor mit vergoldeter Inſchrift — ſie hätte ſich gewis gefreut, die alte Tante, wenn ſie ihren Grabſtein hätte ſehen können. Und nachdem dieſer ſchöne Grabſtein geſetzt worden war, verließ Otto Fichtner ſein Wien und mit einer Bruſt voll Wanderluſt und Lebensfreudigkeit und einem Portefeuille voll Coupons und Oeſtreichiſcher Fünfprocentiger Nationalen flog er dem geſegneten Rheingau und dem lieblichen Wiesbaden, dem Eldorado und Californien des Rheines zu! Lieblich iſt es, dieß Wiesbaden — ja, das iſt wahr! Zwiſchen Weinbergen und dichten Wieſengründen und Buchenwäldern liegt es wie in einem Garten — jedes Haus eine Villa, jede Straße durchweht vom Sommerhauch des freudigen Genußes. Auf der einen Seite verliert ſichs in den dichten Wald, der ſich wie ein friſcher, üppiger Kranz um die Stirne der ſchönen, ſchmachtenden Mattiaca ſchlingt, ihre dunklen, brennenden Augen ſanft beſchattend; auf der andern Seite öffnet ſich die Ebne, und der ſilberne Glanz des Rheines und der blaue Duft der Ferne lockt zu neuen Wonnen hinunter. Liebliches Wiesbaden!

Es ſchlug zwölf und Otto kehrte nicht um. Wiener Doctoren fürchten ſich nicht vor der Geiſterſtunde; ſie

glauben weder bei Tag noch bei Nacht an Geiſter. Aber Otto Fichtner kannte Wiesbaden nicht! — Der letzte Glockenſchlag der Mitternacht war dumpf verhallt und plötzlich hörte er ein leiſes Stöhnen ... einen Klagelaut ſo dumpf, einen Weheruf, ſo recht aus der Tiefe ... und gleich darauf ein Gekicher, ein Geſprudel und Gepolter — ein „Ha, ha, ha!" — dann war es eine Weile ſtill. Aus einem dunklen Hauſe, vor dem er ſtehen geblieben war, klangen wieder zwölf feine Schläge einer Schwarzwälder Uhr, und der Spuk begann von vorn. Otto Fichtner wollte umkehren, aber nun ſah er ſich gefangen. Er ſtand in einem Häuſerkranze und ſah keinen Ausweg. Zwei Schritte weiter und er ſtolperte gegen einen umgitterten Thronſeßel, auf welchem ein Weib ſaß, das an jeder Hand ein Kind hatte.

„Entſchuldigen Sie, Verehrte!" rief Otto Fichtner ſo höflich, als ein Wiener Rentier um Mitternacht nur rufen kann. „Wollen Sie mir nicht ſagen, wo ich bin?"

Das Weib ſchwieg und die Kinder ſchwiegen auch. Aber nebenan das geiſterhafte „Ha, ha, ha!" fing wieder an, ſo höhniſch und dabei ſo nah, daß unſrem guten Wiener der Angſtſchweiß auf die Stirne trat.

„Können Sie nicht hören?" fragte er ängſtlich weiter.

Nein — ſie ſchien nicht hören zu können.

„Können Sie nicht ſprechen?“ fuhr er fort.

Nein — ſie ſchien nicht ſprechen zu können.

Es konnte kein Weib ſein. Ein Weib, das nicht hören kann, iſt nur ein halbes Weib; aber ein Weib, das nicht ſprechen kann, iſt gar kein Weib. Otto Fichtner näherte ſich... er wagte es, ihr Gewand mit der Fingerſpitze zu berühren — aber... ha! Eiſeskälte durchzuckte ihn... das Weib war von Stein!

„Wo iſt mein Bädeker!“ rief Otto Fichtner. „Wo iſt mein rother Bädeker?“ — Der rothe Bädeker hatte den beſten Platz, den ein Menſch zu vergeben hat: er ruhte in der Bruſttaſche über Otto's Herzen. Er zog ihn heraus, ſchlug ihn auf, ſuchte und las beim Scheine ſeiner glimmenden Cigarre: „Der Kochbrunnen iſt die bedeutendſte der offenen warmen Quellen, deren Hauptbeſtandtheil Chlor-Natrium und Kieſelſäure; dicht davor auf dem Kranzplatz ſteht die in Marmor ausgeführte Hygiea-Gruppe.“ — Otto Fichtner ſteckte den rothen Bädeker wieder ein. „Alſo das iſt die Hygiea-Gruppe,“ ſagte er, „und das iſt der Kochbrunnen. Was? ich ſollte mich vor etwas Marmor und etwas warmem Waßer fürchten?“ Er hätte ſich auch ganz gewis nicht mehr gefürchtet, wenn nicht das Stöhnen, Gurgeln und Sprudeln wieder angegangen wäre. Und nun ſah er auch vor ſich das dunkle, niedrige Gemäuer, über welchem eine Rauchwolke ſchwebte.

Bald wehte ſie der Wind fort, bald flatterte ſie wie Nebel in die Höhe. Der Boden unter ſeinen Sohlen ward warm. Würdet Ihr Euch nicht fürchten, wenn ſo auf einmal in der Mitternacht Eure Schuhſohlen warm würden? Warme Schuhſohlen in der Mitternacht — es iſt unerhört! Aber ſeinem Verhängnis entflieht Niemand; und Otto Fichtner glaubte an das Verhängnis, er war ein ausgemachter Fataliſt. Er bog um das Gemäuer und gieng über ein paar Stufen zu der eiſernen Gitterthür nieder, die ſich zwiſchen zwei röthlichen Steinſäulen ſchloß. Heiße Luft wehte ihn an — in einem tiefgemauerten Steinbecken ziſchte und ſchäumte ein kleines Meer von heißem Waßer... Otto Fichtner lehnte die Stirne an das Eiſenthor. Er ſah lange in das Waßer hinein... ja, das war es! Das war das Stöhnen und das Klagen, das Kichern und das Höhnen... wie die Blaſen ſtiegen! Blaſen? Nein, lauter Köpfe von kleinen Gnomen die ſich balgten und ſchlugen, die ſich in's Waßer duckten und dann wieder auftauchten und lachten und ſchrieen. Vornan waren zwei Muſcheln. Da ſchäumte das Waßer und ſchlug ſiedend über den Rand. Und auf und nieder gieng's, bis auf einmal ein nettes Köpfchen aus dem Strudel auftauchte und dabei ſang:

Chlor-Natrium iſt mein Namen!
Ich helfe den Krüppeln, ich heile die Lahmen!

Sogleich erschien in der anderen Muschel auch ein Köpfchen, das noch viel netter war und noch viel feiner sang:

Ich heiße Fräulein Kieselsäure,
Weil ich mit Sand die Magen scheure!

„Fräulein Kieselsäure," flüsterte Chlor-Natrium, „Fräulein Kieselsäure, sind Sie es?... Guten Abend, Fräulein Kieselsäure!"

„Guten Abend, Herr Chlor-Natrium," erwiderte das Fräulein mit befangener Stimme.

Dann war es wieder ruhig. Nur die Gnomen im Bassin randalirten. Endlich faßte sich Chlor-Natrium ein Herz und erlaubte sich, zu bemerken, daß die Nacht sehr schön sei.

„Sehr schön!" repetirte Fräulein Kieselsäure und erlaubte sich, dabei sehr roth zu werden. Worauf wieder Pause mit obligatem Gnomengelächter folgte. Endlich faßte sich Herr Chlor-Natrium zum zweitenmal ein Herz und sagte:

„Mein Fräulein, darf ich?..."

„Nein, Sie dürfen nicht!" rief Fräulein Kieselsäure.

Aber ohne vieles Bedenken hatte schon Chlor-Natrium seinen Arm um ihre Hüfte geschlungen; „Sie Unverschämter!" rief das Fräulein. Aber im nächsten Augenblick hatte er sie schon aus ihrer Muschel gehoben

und ſprang mit ihr mitten ins Baſſin hinein. Und Kalium und Lithium und Ammonium und Calcium, die ganze Gnomenſchaar, ſprang herzu und in wildem Ringelreihen ging es durcheinander, kopfüber, kopfunter mit Lachen und Singen und zwiſchendurch ſchrie Fräulein Kieſelſäure: „Sie Unverſchämter! Sie Unverſchämter!...“ Dann ſchlug's Eins... und... und... keine zehn Minuten ſpäter war Otto Fichtner auf ſeinem Zimmer im Victoria-Hôtel.

Er war noch ſehr aufgeregt und gieng in großen Schritten durch ſein Zimmer. Aber nicht lange, ſo öffnete ſich die Thüre und beim unſichern Scheine der Stearinkerzen ſah er den Zipfel einer Nachtmütze durch die ſchmale Oeffnung ſchwenken.

„Herr Tocktor!“ rief das Weſen mit der Nachtmütze, „Herr Tocktor — Sie möchten doch nicht immer ſo mit den Stiefeln knarren — Sie möchten die Stiefel ausziehen — meine Frau kriegt ſonſt die Krämpfe!“

Der arme Otto Fichtner! Er kannte die Zipfelmütze und er kannte die Stimme; er hatte vom Beſitzer derſelben ſchon viel zu leiden gehabt. Es war ja Herr Franz Peter Kleinmichel, Chef der höchſt reſpectablen Familie aus dem Lande der weſtfäliſchen Schinken und des Originalpumpernickels, mit welcher ihn das Schickſal auf der Reiſe von Caſſel bis Wiesbaden in ein

Coupé geſperrt hatte. Herr Franz Peter Kleinmichel, Chemiker, vulgo Schwefelholzfabrikant aus dem Kreiß Minden, war ein Mann in ſeinen beſten Jahren, kurz, dick, trug weite Beinkleider, einen Phantaſiefrack, einen Filzhut mit breiten Rändern, eine Repetiruhr, eine goldene Kette mit zwei Pettſchaften und ſeine Leidenſchaft war, gelehrte Bücher zu leſen. Madame Kleinmichel war der leidende Theil der Geſellſchaft; ihre Leidenſchaft war, Schmerzen zu haben. Sie war ohne Zweifel das unglücklichſte Weſen der ganzen Chriſtenheit. Das Knarren eines Stiefels verurſachte ihr Krämpfe; der Dampf einer Cigarre hatte für ſie unfehlbar Ohnmacht zur Folge; ſie behauptete, daß ſie nicht zehn Minuten lang gehen und nicht zwanzig Minuten lang auf einer Stelle ſitzen könne; ſie behauptete ferner, daß ſie ſeit acht Jahren den Schnupfen, ſeit zwölf Jahren die Gicht im linken Bein und ſeit vierzehn Jahren das Rheuma in der rechten Schulter habe, und zum Schluß behauptete ſie, daß ſie auf Wiesbaden ihre letzte Hoffnung geſetzt habe. Sie habe die Wundram'ſchen Heilkräuter und die Revalenta Arabica und den Rob Lafecteur und die Strahl'ſchen Pillen gegeßen und getrunken, — jetzt habe ſie nur noch Wiesbaden und wenn auch das fehlſchlüge, ſo ſei ſie eine arme, arme Frau, der nicht zu helfen ſei.

„Aber es wird nicht fehlſchlagen," hatte Herr Franz Peter Kleinmichel eingeworfen. „Du wirſt dort Alles

finden, was Du brauchſt; denn in einem gelehrten Buche habe ich geleſen: Und thun die Baeder allhie zu Wisz=baden nach Anzeig ihrer Mineralien wärmen, trucknen, zertheylen, erweichen, ausz= und von oben herabziehen, kochen, dünn machen, zurück treiben, zuſammen ziehen, und ſetzen, reinigen, heylen, purgieren ..."

Herr Franz Peter Kleinmichel wollte in der Auf=zählung der heilkräftigen Eigenſchaften der Wiesbadener Quellen noch fortfahren und Otto Fichtner wollte be=merken, daß er das auch geleſen habe, aber nicht in einem gelehrten Buche, ſondern im rothen Bädeker: Madame Kleinmichel indes, beleidigt von der Unanſtändig=keit des beregten Gegenſtandes brachte ihren Mann durch einen Fußtritt zum Schweigen, wobei ſich die gute Frau ſo echauffierte, daß ſie erſchöpft in die Ecke ſank, und erſt nach längerer Pauſe Kraft und Beſinnung genug wieder gewann, um ſich von ihrem Gemahl den Stroh=korb herunterlangen zu laßen, der über ihm an einem Haken baumelte. Der Strohkorb war das ultimum refugium der guten Dame; er war ihr letzter Troſt und der Freund, mit dem ſie heimlich liebäugelte. Der Magen der ehrenwerthen Madame Kleinmichel war im Allgemeinen nicht ſehr leidend, ſie hatte zwiſchen Caſſel und Frankfurt fünf Schinkenbrode, dreiviertel Pfund Kirſchen und zwei Hände voll Erdbeeren gegeſſen; in allen beſonderen Fällen aber bat ſie um den Strohkorb,

in welchem, neben den edelsten Erzeugnissen der westfälischen Heimath, auch eine Flasche Madeira steckte. — Jungfrau Amanda Kleinmichel war eine imposante Dreißigerin mit goldenen Haaren und himmelblauen Augen, von denen das linke jedoch blind war, und mit Zähnen, weiß wie Elfenbein und so groß, daß man immer nur Zähne und niemals Lippen sah. Jungfrau Amanda trug den letzten Versuch, und sie hatte den Spitzenschleier desselben kunstvoll um ihr linkes Auge drapiert. Jungfrau Amanda hatte eine Leidenschaft für Byron; sie schwärmte für die Art, wie er sein Halstuch umschlang, und sie schwärmte für die Art, wie er hinkte; auch besaß sie die wolfeile Ausgabe seiner Werke in der Uebersetzung von Ernst Ortlepp und „mehreren Andern." — Herr Fritz Franz Kleinmichel war vor der Hand noch Nichts, als ein langer dünner Junge, der aus seinen Hosen heraus- und in seinen Rock noch nicht hineingewachsen war; aber die Familie setzte die größten Hoffnungen auf ihn. Der Vater hätte gern einen Professor aus ihm gemacht; aber die Mutter sagte, nein! er soll ein Staatsmann werden. Fritz Franz selber fühlte eine unwiderstehliche Leidenschaft für den Beruf eines Conditors in sich. Wenn er kein Conditor werden sollte, so wollte er gar Nichts werden. Als er dieß sagte, gab ihm Vater Kleinmichel heimlicherweise einen Puff in die Seite, worüber er so laut schrie,

daß Mutter Kleinmichel Krämpfe kriegte, und mit hinſterbender Stimme um den Strohkorb bat.

Mit dieſer höchſt reſpectablen Familie wohnte Otto Fichtner Wand an Wand. Otto Fichtner war der gutmüthigſte Menſch von der Welt; er ſagte, er wolle ſich die Stiefel ausziehen und er wolle ſich zu Bett legen. Worauf der Zipfel der Kleinmichel'ſchen Schlafmütze ſich aus der halbgeöffneten Thüre zurückzog.

Am andern Morgen, als er ſich nach ſeiner Gewohnheit die Cigarre angezündet hatte, nickte ganz plötzlich wieder derſelbe Zipfel derſelben Schlafmütze durch die halbgeöffnete Thür.

„Herr Tocktor!" rief es in der bekannten Tonart, „Herr Tocktor! Meine Frau läßt Sie bitten, Sie möchten doch nicht immer ſo rauchen, ſie bekäme ſonſt die Ohnmacht!"

Otto Fichtner eilte hinaus in's Freie. Er gieng durch die große Allee, deren Baumkronen ſich voll und duftſchwer über ihm wiegten. Er kam zu der Trinkhalle, in der ſchon die Frühpromenade begonnen hatte. Das bunte, lebhafte Treiben, die hübſchen Toiletten, die Muſik zog ihn an; und bald wandelte er behaglich mit den Andern unter dem leichten, ſäulengetragenen Dach der Halle. Auf einmal ſah er aus einer Straße, die hier vom gegenüberliegenden Berge herunterführt, ein anmuthig gekleidetes Dämchen kommen. Sie ſchwebte ſo leicht und der luſtige Morgenwind hob ihr helles

Kleidchen ſo muthwillig um die graziöſen Füße. — Otto Fichtner hätte etwas darum gegeben, wenn die Dame den Stilfächer, den ſie ſo dicht vor das Geſicht hielt, nur eine Sekunde wollte ſinken laßen. Aber die Dame that es nicht. Und es lag Etwas in ihrem Schweben, das auch Otto's Herz aus dem Gleichgewicht brachte. Es war doch nur eine Dame im mattgelben Kleidchen, mit luftigem Ueberwurf, breitem Hut und Stilfächer... eine Dame wie alle Andern und doch... und doch! Ja, es mußte ſeine Bewandnis haben; dieß Schweben erinnerte ihn an Etwas, was er ſelbſt nicht mehr genau wußte. Nein, ſie war nicht wie alle andern Damen! Da gab es andre Damen, die plump giengen, wie auf Centnerfüßen, oder watſchelten, wie die Enten, oder die Füße einwärts ſetzten... von dieſen Damen kann gar die Rede nicht ſein. Aber auch die Andern hüpften oder tänzelten oder chaſſierten nur — ſo ſchweben, ach ſo ſchweben konnte keine Andre! Und nun bog ſie in die Trinkhalle ein, und nun drehte ſie ihm den Rücken zu, und er ſah gar Nichts mehr von ihr, als zuweilen die braune Feder ihres breiten Hutes.

Otto Fichtner mußte ſie ſehen; der Leſer wird dies begreifen. Ein Wiener Rentier und keine zwanzig Schritte vor ihm ein Weſen, das ſo ſchwebte! — Aber zwanzig Schritte in der Trinkhalle von Wiesbaden, des Morgens

früh, wenn die Molken verdaut werden und die Kochbrunnengläser abdampfen sollen — das will Etwas sagen! Und Otto Fichtner sollte das auch bald genug erfahren. Zwei mächtige Krinolineröcke versperrten ihm den Weg, und darüber hatten sich die Besitzerinnen derselben die Hände gereicht — es war ein förmlicher Schlagbaum, vor welchem Otto Fichtner verzweifelnd stehen blieb. Denn eben hatte das braune Federchen wieder im Winde genickt!

„Mesdames!" begann er aus tiefster Brust, — „Mesdames, s'il vous plait..."

Die Damen lachten und sahen ihn groß an.

„Then you are English Ladies, please..." rief Otto, dem das braune Federchen immer weiter entschwand.

Aber die Damen lachten und sahen ihn groß an.

„Nun, dann sind Sie Deutsche und..."

Aber da hätte man die Beiden hören sollen! „Nein!" riefen sie einstimmig — „wir sind Frankforterinnen!"

Die beiden Frankforterinnen, wolbeleibte, gutmüthige Frauenzimmer, ließen unsern schlanken Freund durchschlüpfen; aber, als er höflich wie alle Wiener, Abschied von ihnen nahm, schlug er mit seinem Hut auf Etwas, das zwar selbst nicht schrie, aber zwei Damen gewaltig schreien machte. Ach! er hatte mit seinem Hute

einem Herrn das Glas mit kochendem Waßer aus der Hand geschlagen. „Au, meine Hand! meine Hand!" schrie die eine Dame. „Mein weißes Sonnenschirmchen!" klagte die Andere. „Wo ist mein Glas?" rief der Herr. Otto Fichtner wollte sich entschuldigen — aber schon drohte ein neues Unheil. Ein kleines Pudelchen heulte und zeterte und hinkte auf drei Beinen vor ihm herum. „Trinken auch die Hunde hier Brunnen?" fragte Otto Fichtner. „Aber die Hunde gehören Leuten, die hier Brunnen trinken, und diesen Hunden darf man nicht auf die Füße treten," antwortete ihm eine dicke Dame, die ganz echauffiert neben ihrem winselnden Unglück stand. „Mein Herr!" schrie der Mann, welcher sein Glas suchte. „Mein Herr!" schrie die dicke Dame, mit dem Pudel — aber mein Herr Otto Fichtner hielt die Flucht für das Gerathenste und er entfloh. Er eilte hinunter zum Kochbrunnen. — Diese Mauern, diese Stufen waren ihm bekannt. Gestern um die Mitternacht hatte er seine Stirn gegen die Eisenstäbe dieser Gitterthüre gelehnt... Aber wie anders erschien ihm heute Alles! Statt der dumpfen Geistertöne eine Polka von Wallerstein, statt Nebel blaue Morgenluft... Herren und Damen um die Tische, und muntre, hübsche Mädchen, die an dem Brunnen niederstiegen, daraus schöpften und den Gästen kredenzten. Am Seitentischchen links stand ein allerliebstes Kind von 16 Jahren mit dunklen

Augen und dunklem Haar; Otto Fichtner hätte ſich gar zu gern bei dieſem Mädchen erkundigt, ob ... ja, das „ob?“ ... das war ja gerade die Schwierigkeit!

„Kannſt Du mir nicht ſagen, ob ... zum Beiſpiel Herr Chlor=Natrium hier wohnt?“ fragte er ſie. — Ihm lag ſehr viel an Herrn Chlor=Natrium! ...

„Herr Chlor=Natrium?“ erwiderte die Kleine betroffen ...

„Oder Fräulein Kieſelſäure? ...“

„Nein — das kann ich Ihnen nicht ſagen!“ ſagte die Schwarzäugige nachſinnend. „Denn ſehen Sie, es kommen ſo viele Herren und Damen hierher, daß man die Namen nicht alle behalten kann. Außerdem hat Jede von uns ihre beſonderen Gäſte ... vielleicht weiß es die Chriſtiane da drüben. Chriſtiane!“ rief ſie und wandte ſich hinüber an die andre Seite des Brunnens. Auch Otto Fichtner ſah hinüber ... und bei Gott! da ſtand ſie auf der Stufe vor dem Tiſche, die Dame, die ſo anmuthig ſchwebte, die Dame im mattgelben Kleidchen, die Dame mit der braunen Feder. Sie ſtand halbabgewandt. Chriſtiane kam vom Brunnen herauf und reichte ihr mit einem charmanten Knix das rothe Kryſtallglas, und ſie ließ den Stilfächer ſinken und ... „ſie iſt es!“ wollte Otto rufen. Aber er beſann ſich früh genug und dachte es nur. Aber ſie war es — das litt keinen Zweifel! Er kannte dieſe zarte, zierlich

geſtreckte Hand, die jetzt den Kryſtallbecher an die Lippen führte, um zu verſuchen, ob das Waßer nicht mehr zu heiß ſei; er kannte dieſen lieblichen, feinen Mund, dieß reizende Pariſer Geſicht, dieſe dunkelblauen Augen mit den langen, ſeidenen Wimpern.... Das war die Hand, die er unter den Kaſtanien des Tuileriengartens mehr als einmal gedrückt hatte... das war der Mund, der ihm vor zwei Jahren auf dem Stadthausballe vom 15. Auguſt geſagt hatte: „Ach, unſre Liebe hat keine Zukunft! Meine Mutter wäre wol zu gewinnen, aber mein Vater iſt ein ſtrenger Mann und er hat über Stellung und Vermögen derjenigen, die er zu Schwiegerſöhnen wählt, ſeine unerbittlichen Grundſätze!" Das hatte ihm dieſer Mund geſagt; und dieſe dunkelblauen Augen hatten ihn ſo traurig angeſehn, als er ihr darauf ſagte: „nun, dann leben Sie wol! Ich bin nach Wien zurückberufen, ich werde ſchon übermorgen reiſen — ich werde Paris, ich werde Sie nicht wiederſehen!"... Und nun ſah er ſie doch wieder! Nun ſtand ſie da — nun dankte ſie dem Mädchen, welches ihr den Becher gereicht hatte, ſo holdſelig... ſie nippte, aber ſie verzog das liebliche Geſicht, denn das Waßer ſchmeckte ihr nicht und ſie goß es aus und gieng.

„Wer iſt dieſe Dame?" fragte er haſtig. „Wie heißt dieſe Dame?"

„Dieſe Dame heißt Fräulein Louiſe de Brouillard",

antwortete die ſchwarzäugige Schenkin. „Sie iſt aus Paris.“

„Louiſe de Brouillard — aus Paris... Sie iſt es! Sie iſt es!“

Luſtſchlößer und Luftſchlößer.

Otto Fichtner gieng; er machte große Schritte, bis er ſie wieder eingeholt hatte, und er holte ſie an dem Wege ein, der den Berg hinanführt.

„Louiſe!“ rief er, faſt athemlos.

Louiſe wandte ſich um. Sie erröthete — das Blut ſchoß ihr in die bleichen Wangen und in die zarte, weiße Stirn ... und mit einem leiſen Aufſchrei ſagte ſie „Otto!“ und reichte ihm die Hand.

„Theure Louiſe!“ ſagte Otto — „angebetete Louiſe! Wie dank' ich dem Himmel, daß ich Sie hier finde!... O, es iſt nicht mehr, wie es vor zwei Jahren auf dem Stadthausball in Paris war... heut bin ich ein Mann, der ſein Vermögen hat, ſo gut wie Einer; heut kann ich heirathen,.. und ich kann bei jedem Vater anhalten, und wenn er auch noch ſo unerbittliche Grundſätze hat... und ich werde noch heute bei einem gewiſſen Vater anhalten... o meine theure Louiſe!“

Louiſe erröthete aufs Neue und legte ihm das kleine, liebe Patſchhändchen auf den Mund. Und Otto mußte erzählen, wie ſich ſein Leben auf einmal ſo wunderbar glücklich geſtaltet hatte, und Louiſe erzählte ihm, daß ſie ſchon zwei Heirathsanträge zurückgewieſen und daß ſie heimlich immer und immer an ihren lieben, blonden Otto habe denken müßen. Sie ſprachen von der Zukunft und ſie ſprachen von der Vergangenheit und ſie bauten Luftſchlößer auf Luftſchlößer und ſie merkten es gar nicht, daß ſie den Berg ſchon erſtiegen hatten und vor einem Häuschen ſtanden, das ſelbſt wie ein Luftſchloß wunderlieblich dalag. Es war das weiße, ſteinerne Häuschen mit dem Balcon und den Säulen, in welchem die Familie de Brouillard wohnte. Vor den Fenſtern waren die Marquiſen niedergelaſſen — von allen Seiten ward es durch das Laub hoher Bäume kühl verdeckt. Nur die Vorderſeite ſtand frei und ſie ſah auf die Stadt und die Ebene hinunter — und ferne glänzte der ſilberne Rhein und die Domkuppel des goldenen Mainz! —

„Alſo heut Nachmittag im Kurgarten, am Weiher!“ rief Louiſe, indem ſie Otto'n die Hand zum Abſchied reichte. „Wir ſind jeden Nachmittag von vier Uhr an im Kurgarten. Da werden Sie meine Mutter, meinen Vater und mich auch finden. Auf Wiederſehn! Auf Wiederſehn!“

Sie warf ihm einen Kuß zu und verſchwand hinter

der Glasthüre; und selig, trunken von Liebe und Hoffnung wandelte Otto den Berg wieder hinunter. Fast schon im Thale fand er einen Garten am Wege, in welchem das Gartenhäuschen zu vermiethen war. Er miethete es und welche neue, freudige Ueberraschung, als er nun in sein kühles, duftiges Sommerhaus trat! Die Seitenfenster waren ganz mit Laub und Weinreben zugesponnen, und durch die Lichtung des Baumes, welcher vor dem Mittelfenster stand, erblickte er, wie in einen grünen, ewig schwankenden Rahmen gefaßt — das Luftschlößchen Louisens auf dem Berge! „Bald werde ich mit Dir auf jenem Balcon stehen", rief er, indem er seine Arme sehnsüchtig ausbreitete, „bald mit Dir in einem jener Fenster lehnen! Bald, bald!" — Bald, bald... und doch wollte es nicht einmal Nachmittag werden. Es war, als wollte dieser Morgen ewig dauern. So oft hatte Otto Fichtner in seinem ganzen Leben noch nicht nach der Uhr gesehen. Er warf sich aufs Sopha und stand wieder auf; er nahm ein Buch und legte es wieder fort — er steckte eine Cigarre an und ließ sie wieder ausgehn. Er gieng zu Tische, aber er konnte Nichts eßen! er gieng zurück und machte Toilette — aber vier Uhr war es noch lange nicht. Warten konnte er nicht mehr; das war rein unmöglich. Ach, die Bilder zukünftigen Glückes jagten zu rasch vor seinen Augen hin — sie jagten wie Frühlingswolken im

Sturm und ſein Blut fieberte und alle Pulſe zitterten. Nach einem kurzen Gewitterregen war es kühl und wunderbar angenehm geworden. Otto gieng. Er kam zu den Colonnaden. Seine Gedanken malten ihm ein reizendes Etwas, das an ſeinem Arme ſchwebte. Vor jedem Ladentiſch, auf dem hier unter den Säulenhallen glänzende Koſtbarkeiten ausgebreitet lagen, blieb er ſtehen; dieſe Hirſchhornſchnitzereien, dieſe Agatringe, dieſe Kupferſtiche, dieſe Gemsbärte, dieſe Tyrolerinnen, dieſe goldſtrahlenden Miniaturbände.... Alles ſah er an, Alles bewunderte er. Er that es ja nicht für ſich; er that es ja für das reizende Etwas, das an ſeinem Arme ſchwebte. Und wenn ihn die Dame hinter dem Ladentiſch fragte, „ob dem Herrn nicht Etwas von dieſen Sachen gefällig ſei?" ſo fuhr er ordentlich zuſammen. „Nein", ſagte er dann, „aber morgen ganz gewis, oder übermorgen. Ganz gewis!" Er glaubte ja ganz feſt daran, daß morgen oder übermorgen ſchon Louiſe ſelbſt an ſeinem Arme ſchwebte; und für Louiſe hätte er gern Alles gekauft, was er hier ſah, oder was es überhaupt Schönes in der Welt gab!

Zwiſchen den Treppenſtufen der Colonnaden liegt ein ſaftig-grüner Raſen mit einer Platanen-Allee und zwei Baſſins, in welche über zierliche Steinkandelaber das Waßer herniederrieſelt. Und dieſes friedliche Bild mit ſeinem Raſen, ſeinen Springbrunnen, ſeinen flüſternden

Platanen, von den ſtets belebten Colonnaden eingefaßt, wird im Hintergrund von der Kurhausfronte geſchloſſen. Man ſteht hier wie in einem Vorhofe; aber die Pforten ſind geöffnet. Nur drei Schritte weiter und Otto Fichtner war in dem Paradies von Wiesbaden — im Kurgarten am Weiher, wo er heut Nachmittag um vier Uhr ſeine Louiſe wieder ſehen ſollte!

Und als er nun um den Seitenflügel des Kurhauſes bog und unter die breitſchattigen Kaſtanien am Rande des Weihers trat, da wehte ihn der Hauch des Lebens und die Luſt zu ſein und zu genießen wärmer an, als je. Unter den Bäumen im Schatten ſaß eine Geſellſchaft, bunt gemiſcht aus Herren und Damen aller Nationen. Das pointirteſte Franzöſiſch, die Sprache, die mit Allem ſpielt, klang hier wie ein Gruß der Boulevards an ſein Ohr; dorten ward Engliſch, das breite Idiom der Sittenſtrenge und Ehrenfeſtigkeit geredet, — und Gott weiß! wenn zwei feine, ſüße Lippen dieſe Sprache reden, die Sprache der Moore'ſchen Melodieen und der Byron'ſchen Leidenſchaft, ſo kann ſie auch bezaubern! Und wie nun der deutſche Sommerwind ihm all' die fremden Klänge zutrug — die weichen Laute „vom Ufer der Garonne", — die dunklen Sätze vom Strand der Wolga und des Dnieſtr, — die kühnen, wilden Laute aus den Pußten des Ungarlandes — wie das Alles ſich wunderlich verwirrte und mit fröhlichem

Lachen, mit Sonnenſchein, mit Muſik, mit Roſenduft und Orangenblüthe und dem Wallen der Baumwipfel ſich miſchte: da fühlte der Einſame ſich wieder einmal ſo recht auf der Höhe, von der man lächelnd hinunterſchaut und hinunterlauſcht. In ſolchen Momenten, wo ſich das Widerſtrebende nachgiebig in einander zu fügen ſcheint, thut man einen Blick in die Harmonie alles Deſſen, „was da webet im Ringe, was da lebt auf der Flur", — es iſt zwar nur ein Blick, ein Augenblick, aber man möchte zu ihm ſagen: „Verweile doch! Du biſt ſo ſchön!" —

Und gleich mußte es auch vier Uhr ſein... und Louiſe mußte kommen! Vielleicht war ſie ſchon da — umſehen konnte man ſich einmal... aber, o weh! das war ja die Familie Kleinmichel! Sie ſaßen bei einem gedeckten Tiſche und aßen; und es ſchien ihnen allen vier trefflich zu munden. Sie erkannten ihn trotz des ſichtlichen Eifers, welchen ſie in pleno eben auf ein geröſtetes Huhn zu verwenden im Begriffe ſtanden. Madame Kleinmichel huſtete, Jungfrau Amanda zog den Schleier des letzten Verſuchs über ihr linkes Auge, Herr Fritz Franz faßte an ſeinen Hut und Herr Franz Peter ſtand auf und gieng unſerm Freund entgegen.

„Herr Tocktor!" ſagte er, „ſein Sie mir willkommen, Herr Tocktor! Sie werden ſich wundern, Herr Tocktor, daß wir hier im Freien eſſen, und nicht an

der Table d'hôte. Es hat ſeine Gründe; wir eßen nie an der Table d'hôte — es iſt zu aufregend für meine Frau, und meine Frau kann keine Aufregung vertragen. Sagen Sie ſelber, Herr Tocktor — es kommt eine Schüßel Spargel auf den Tiſch. Aller Augen ſind auf die Schüßel Spargel gerichtet — meine Frau kriegt ſchon Herzklopfen, wenn ſie nur dieſe Augen ſieht — gleich der Erſte ſchüttet die halbe Schüßel voll auf ſeinen Teller, und der Zweite ſchneidet allen übrigen die Köpfe ab und bis die Reihe an meine Frau kommt, iſt blos noch Sauce da. Oder es kommen Fiſche; wenn es Hecht giebt — kein Gedanke an den Kopf! Immer nur Schwanz! Und wenn es friſchen Häring giebt, ſo bleibt für meine Frau nur der Kopf übrig. Und wenn nun der Pudding rund geht, ſo ſtechen ſie Ihnen immer die Einlage heraus, und meine Frau und ich kriegen die pure Kruſte. Und die Kruſte können wir nicht beißen... der Kellner weiß es ein für allemal, daß wir die Kruſte nicht beißen können... und doch — Nichts als Kruſte! Darum, Herr Tocktor, eßen wir niemals an der Table d'hôte. Haben wir Recht, Herr Tocktor?"

Otto Fichtner ſtand wie auf Kohlen. Die Uhr des Kurhauſes hatte vier geſchlagen, und an der entgegengeſetzten Seite des Parkes war eben eine neue Geſellſchaft angekommen und hatte ſich niedergeſetzt. „Ja", ſagte er haſtig und ganz zerſtreut, „Sie haben ganz

Recht, Herr Kleinmichel. Aber Sie müßen entſchuldigen, ich habe es ſehr eilig!" Damit gieng er. Herr Franz Peter Kleinmichel kehrte an ſeinen Tiſch zurück. „Ein wunderlicher Mann, dieſer Tocktor!" ſagte er, indem er ſich niederſetzte; „immer wenn ich mit ihm ſprechen will, hat er es ſehr eilig!"

Otto Fichtner war an die entgegengeſetzte Seite des Parkes hinübergegangen. Die Geſellſchaft, welche ſich eben daſelbſt niedergelaſſen hatte, war nicht diejenige, welche er ſuchte. Louiſe war nicht dabei. Nun es war kein Wunder. Es war ja kaum zehn Minuten über vier. Vornehme Leute, wie Louiſens Eltern waren, binden ſich nicht ſo genau an Pendelſchläge, wie wir Andern es thun. Vornehme Leute laßen auf ſich warten. Er gieng an den Weiher zurück. Das Waßer lag ſtill und grün in ſeinen blühenden Ufern — ein Smaragd in Roſen gefaßt! Die Wellen ſchaukelten leiſe hin und wieder, weiße Schwäne ruderten gelaſſen über die Fläche — die Vögel, wenn ſie über den Weiher flogen, ſtrichen mit der Spitze ihrer Flügel in die feuchte Kühle und die Fiſche, die da drunten wohnten, ſtreckten ihre ſpitzen Köpfe empor in die Sonne, die ſie mächtig nach Oben lockte. Otto ſchob ſich einen Seſſel unter den Orangenbaum am Ufer und lehnte ſein Haupt an den Stamm. — Aus der Blüthe der Orange duftet die Poeſie des Sommers, des warmen, vollen Genuſſes; es iſt ge-

fährlich, Orangenduft zu athmen — er berauscht! — Und wahrhaftig — Otto saß wie im Traume! — Fern durch die dunkelgrünen Laubengänge schwebten Frauengestalten in weißem und Rosa-Gewande — sie schwebten wie die Feen dahin und ihre Spiegelbilder schwankten über's Waßer im Weiher. Ueber der Brücke — die aus der Ferne von grünen Baumarmen getragen scheint — lehnten leichtgekleidete Mädchen, als wären sie die Nixen, die diesem Waßer entstiegen. In einer Bucht, von Lärchen und Trauerweiden beschattet, wiegte sich ein Nachen. Die Schwäne waren da und der Nachen war da — wer nun als Lohengrin in diesen Nachen steigen und sich an's Wunderland tragen laßen dürfte!... Aber wahrhaftig — da schlug es fünf! Das war nicht recht von Louise, daß sie ihn so lange warten ließ! Aber das arme Mädchen konnte gewis Nichts dafür! Vielleicht war Besuch oben gewesen... oder ein Volant am Kleid war gerissen, oder ein Reifen in der Crinoline war gesprungen, oder... tausend Dinge waren möglich. Aber ein bischen verdrießlich ward Otto doch. Er gieng am Weiher ab und auf, und auf und ab; er gieng in den Spielsaal und sah dem Spiele zu, er kam wieder heraus. Es schlug sechs — es schlug halb sieben. Die Sonne begann unterzugehen; der Weiher färbte sich ganz mit dem Golde der Abendwolken, die über ihm dahinschwebten, und die Pelargonien leuchteten

wie rothe Sterne durchs grüne Gebüſch und im Waßer. — Die Minuten, die Viertelſtunden flogen; Louiſe kam noch immer nicht. Otto gieng über die Brücke in die Tiefe des Parkes. — Es war Nacht geworden; es war die Johannisnacht — die Zeit des Sommernachtstraumes. Und ſiehe — die Glühwürmchen kamen; ſie kamen aus allen Büſchen, ſie kamen über die duftige Waldwieſe heran, ſie flogen hin und her vor ihm, ſie ſetzten ſich auf die grünen Blätter und wiegten ſich, oder auf die Spitze der Grashalmen, daß es wie Brillantblumen durch die Sommernacht funkelte. Er irrte lange durch Wald- und Laubgehänge, verſunken in die Märchenpracht dieſes Abends. Auf einmal weckten ihn bekannte Klänge — horch, horch! das huſchte ſo leis über den Raſen, das flüſterte ſo lieblich durch die Zweige..., das war der Elfenchor aus Mendelsſohns Sommernachtstraum. Und da ihn die Klänge weiter und weiter führten, ſtand er plötzlich auf der Brücke... und wie mit einem Zauberſchlage ſtand der Sommernachtstraum lebendig vor ihm da. Wie ein entzückendes Bild der Fee Morgana ſtieg der lichterbeglänzte Kurſaal am Rande des Weihers, ihm gegenüber, empor. Die Fenſter leuchteten und die Portale — der Altan leuchtete und die dunklen Baumgruppen leuchteten und der ſtille Waßerſpiegel ſtrahlte Alles aus ſeiner Tiefe doppelt ſchön wieder... Es war wie Feuerwerk. Man

hörte die Musik, aber von den Lichtern geblendet, sah man sie nicht. Und wie sich der Blick, von so vieler Pracht verwirrt, zu den dunkleren Stellen des Weihers kehrte: da hob sich's auch da — wie eine riesige Waßerlilie stieg die Fontaine herauf... höher, immer höher und wie es nun mächtig aus der Tiefe schoß, daß es wie feiner Staubregen die heiße Stirne traf — sieh, da blitzte auf einmal der volle Strahl — da färbte sich der Sprudel mit gläuzenden Flammen und durch die Dunkelheit der Nacht fielen die Tropfen, wie rothe, blaue, grüne Perlen in den kühlen Schooß herunter. Es leuchtete, es klang Alles — das Waßer, die Bäume, die Glühwürmchen... der Elfenchor und weit hinten der Feenpalast, der Kursaal!

Aber was war das Alles für Otto, da ja Louise fehlte?... Sie war nicht da; er suchte sie überall, er fand sie nirgends. Er fühlte sich mit einmal so leer und so verlaßen unter den vielen Fröhlichen, die hier schwärmten. Er begab sich nach Haus, und... siehe da! Auf seinem Tische lag ein zierliches Briefchen. Es war von Louise — er riß es hastig auf, und... die erste Enttäuschung in dem Traum seiner jungen Liebe! Louise schrieb ihm, daß sie sogleich nach ihrer Heimkehr vom Morgenspaziergang durch den Entschluß der Eltern, nach Coblenz zu reisen, unangenehm überrascht worden sei. Sie habe sich indessen in das Un-

vermeidliche fügen müſſen, ſie hoffe in acht Tagen zurück zu ſein, und dann könne ja das Verabredete ausgeführt werden. Indeſſen wünſchte ſie ihm von Herzen wol zu leben, es ſeien ja nur acht Tage!

Der Mittwochsball und die beiden Edlen aus Polen.

Nur acht Tage... freilich, nur acht Tage! Aber was ſind acht Tage für einen Liebenden! Eine Wüſte ohne Ende, eine Ewigkeit... und was waren acht Tage für einen heißblütigen Menſchen, für einen Sanguiniker, wie Otto! Er hatte ſich die Zukunft ſo ſchön aufgebaut — jede Stunde, jede Minute hatte ihren Platz darin ſchon gefunden... und nun hatten dieſe heilloſen acht Tage Alles wieder umgeſtoßen, und das ganze Leben mußte geradezu wieder von Neuem eingerichtet und angefangen werden. Er zerknitterte Louiſens Brief — er warf ſich auf's Sopha... was ſollte er nur mit dieſen acht Tagen anfangen? Bei Gott! er wußte es nicht. Es war ihm auch Alles einerlei. Er wollte ſich zerſtreuen, er wollte ſich in einen Taumel von Aufregungen, in einen Rauſch der Freuden ſtürzen... er ſprang auf und eilte in den Kurgarten zurück. — In

ſeinen Plaid gewickelt war er lange auf- und nieder-geſchritten. Es wehte kühle Nachtluft und der Mond ſchien durch krauſes Gewölk. Die Fenſter des Kurhauſes glühten heut mit auffallender Pracht in die Mondesdämmerung — ſie ſahen den Nachthimmel mit ſeinen zerrißnen Wolken und ſeinen einzelnen Sternen wie die Augen einer vom Tanz erhitzten Schönheit an. Solche Augen ziehen immer an. Die Muſik tönt bei Nacht und in die Ferne immer ſo wehmüthig. Der Wind trägt uns fragmentariſche Accorde zu, die das Ohr wie lauter Fragen treffen. Es fehlt die Harmonie. Aber ſolche Fragmente reizen; man ſehnt ſich nach der Harmonie, man ſucht ſie. Ach — unſer armer Otto Fichtner konnte ſie nicht finden. Er wählte den unglückſeligſten Weg, — er gieng in den Spielſaal und ſetzte auf Roth und ſetzte auf Schwarz, und hernach ſetzte er auch auf Nummern. Aber das Glück war gegen ihn; denn ein Herz, das mit ſich in Unfrieden iſt, pflegt ſelten Glück zu haben. Als es eilf ſchlug und das Roulett zugedeckt ward, hatte Otto Fichtner hundert Gulden verloren. Was waren hundert Gulden für einen Mann, der dreißigtauſend reich war? Aber einerlei — es ärgerte ihn doch, und er nahm ſich feſt vor, dieſe hundert Gulden der Bank nicht zu ſchenken! Nach Hauſe gehen konnte er nicht; er hätte nicht ſchlafen können. Er begab ſich in den großen Saal, wo heute

Mittwochsball war. Der große Saal im Kurhaus zu Wiesbaden ist über die Maßen prächtig; da habt Ihr die hohe Wölbung der Decken, die Breite, die Länge, das Parquet — die rothausgeschlagenen Logen, die Divans, die Kristallleuchter mit den unzähligen Gasflämmchen — da habt Ihr das Orchester mit Tamtam, Cymbeln und Pauken... Allein es ist keine sehr gewählte Gesellschaft, die auf den Mittwochsbällen zu tanzen pflegt. Die Crême der Gesellschaft findet Ihr nur in den Samstagsreunions des kleinen Saales. — Doch was gieng das Otto Fichtner an? Er wollte ja nicht tanzen.

Da klang das bekannte „Guten Abend, Herr Tocktor!" an sein Ohr; es war Herr Franz Peter Kleinmichel, der so eben, Hut unter dem Arme, zu ihm getreten war. „Wollen Sie nicht ein wenig zu meiner Familie gehn, Herr Tocktor? Sie sitzt dort auf dem rothen Sofa, dritte Säule, rechts." Richtig; sie saß da. Vorne Madame Kleinmichel in hellem Barègekleid mit vier Volants, und einer Lockentour unter dem Hute, die bisher Niemand an ihr bemerkt hatte. „Wie geht es Ihnen, Madame?" fragte Otto Fichtner, dem in der That sehr viel daran lag, zu erfahren, wie es ihr gehe. Aber das war gerade das rechte Thema für Madame. „Schlecht," rief sie, „geht es mir, sehr schlecht! Das bischen Appetit, das mich noch aufrecht hielt, hat sich auch ver-

loren, und dabei ist das Essen in ganz Wiesbaden so ungenießbar — ich kann es nicht über die Lippen bringen." „Aber die Kalbscotelette, die Du heut Abend gegessen hast," fiel Herr Kleinmichel ein, „war doch sehr gut — und die Schüssel Erbsen auch, und der gebackene Karpfen auch — und der Salat auch, und der . . . „Wirst Du schweigen?" schrie Frau Kleinmichel. „Wie kannst Du behaupten, es war gut, wenn ich sage, es war schlecht?" — Fräulein Amanda räusperte sich. Sie trug ein gelbes Ballkleid, weit ausgeschnitten, mit einem Lilagürtelband. Aber sie hatte eine schwarze Mantille übergeworfen und den Hut auf. „Mein Fräulein, Sie tanzen nicht?" fragte Otto Fichtner. — Mein Fräulein wurde auf der rechten Wange roth und schlug das rechte Auge nieder; über die linke Wange und das linke Auge hatte sie den Schleier gezogen. „Ich, tanzen?... Hier? Heut? — Nein, Herr Doctor, diese Gesellschaft ist mir doch zu gemischt!" Die Gesellschaft war gemischt; aber in die Kleinmichel'sche Gesellschaft hatte sich noch Niemand gemischt; es hatte noch Niemand den Versuch gemacht, sie in ihrer aristokratischen Position anzugreifen. „Mein Fräulein," sagte Otto Fichtner,... er wußte selbst noch nicht, was er sagen wollte, aber Frau Kleinmichel schien es zu wissen. „Der Herr Doctor hat ganz Recht!" rief sie. „Du darfst mit dem Herrn Doctor tanzen —

ich erlaube es Dir!" Er hätte wol tanzen ſollen in dieſer Verſtimmung ſeiner Seele, in dieſer Leere und Unruhe, die ihn peinigte... und nun gar mit Fräulein Amanda! „Was? tanzen? ich?" — Ihm ſchwindelte es vor den Augen. „Meine Damen... ich... ich... ich habe keine Handſchuhe." „Hier ſind Handſchuhe!" rief Vater Kleinmichel und langte aus ſeiner Bruſttaſche ein Paar neuer weißer Handſchuhe heraus. Er ſchien Jeden, der mit ſeiner Tochter tanzen wollte, mit einem Paar Handſchuh zu honoriren. „Aber... Verzeihung... ich tanze keine Varſovienne..." Fritz Franz Kleinmichel ſah nach der Tanzkarte... „Jetzt kommt ein Walzer." „Ein Walzer?... ah — einen Walzer tanz' ich nie! Fragen Sie mich nicht, meine Damen — es ſind heilige Erinnerungen, die ich ehre, indem ich einen Walzer nicht tanze." „Heilige Erinnerungen!" ſeufzte Fräulein Amanda. „Wirſt Du jetzt gehen und engagiren?" ſchrie Frau Kleinmichel ihrem Sohne in's Ohr. „Ich mag nicht — ich ſchäme mich," verſetzte dieſer mit weinerlicher Stimme. Aber Frau Mama verſetzte ihm mit der Fauſt einen ſolchen Seitenſtoß, daß er aufflog und weinend in den Saal ſtolperte. Er ſah reizend aus, der Meiſter Fritz Franz! Die Hoſe ſaß ihm immer über den Stiefeln feſt; er mußte in Einem fort, bald mit dem rechten, bald mit dem linken Bein ſchlenkern, um ſie herunterzubringen. Sein Frack

war so lang, daß von seiner Hand bloß die äußerste Spitze des Mittelfingers aus den Aermeln sah, und daß seine Schooszipfel kreuzweis übereinanderschlugen. Während er sich in den dunkelsten Ecken des Saales verlegen herumdrückte, erschienen auf der Erhöhung des Vordergrundes zwei sehr interessante Gestalten, die sogleich die Augen der Familie Kleinmichel auf sich zogen. Der Eine der beiden Ankömmlinge war ein kleines zartes Männchen mit breitgezogenen Backenbärten und austernfarbigen Augen. Er trug lackirte Stiefelchen und falsche Diamanten, und gab sich für einen polnischen Edelmann aus. An seinem Arme hieng ein anderes Männchen mit einem Munde, der entsetzlich breit, und einer Nase, die entsetzlich lang war. Außerdem schleifte derselbe sein linkes Bein mit einem langen, platten Fuße hinter sich her und hüpfte, wenn er gieng, wie ein Laubfrosch. „O, sehn Sie! sehn Sie!" rief Fräulein Amanda — „welch ein interessanter Mann! Hinkt er nicht gerade wie Lord Byron?" Sie nahm ihr Lorgnon; der Freund des polnischen Edelmannes klemmte sein Glas in die Augen und verwandte fünfzehn Minuten lang kein Auge von Amanda, die voll süßer Scham sich fester in ihren Mantel hüllte.

Dann begaben sich die Beiden, der polnische Edelmann und sein Freund, der so interessant hinkte, in die Speisesalons, und setzten sich an einen der brillant

gedeckten Tiſche. Ueber dem Tiſche ſtudirte der Eine die Wein- und der Andre die Speiſekarte, unter dem Tiſche zählten Beide ihr Geld. „25 Kreuzer! auf ein Haar!“ flüſterte der Edelmann. „Einen halben Gulden! das iſt Alles!“ flüſterte ſein Freund. „Garçon!“ „Herr Baron!...“ „Ein Souper! Was giebts?“ „Geflügel mit Champignon — Wildpret mit Trüffeln...“ „Sie haben zu beſtimmen, Herr Graf!“ wandte ſich der Edelmann an ſeinen Freund. „Ich habe ſo ſtark dinirt, daß mir ein Stück Käſe wolthun würde!“ „Ihr Wunſch iſt mir Befehl, Herr Graf! Was trinken wir — Sect? — Johannisberger?...“ „Ich habe heute ſehr plebejiſche Gelüſte, Herr Baron — eine Flaſche Bier wäre mir das Liebſte!“ „Garçon — bringen Sie Käſe und Bier!“ Der Garçon gieng. „Teufel!“ ſagte der Graf — „unſre Finanzen machen mir Sorge...“ „Ruhig, Brüderchen — unſer Stern geht auf! Ich habe den ganzen Abend ſchon mit einer Perſon geliebäugelt, die... aber ſtill, der Kellner kommt. Herr Graf!...“ „Herr Baron...“ Dieſes Glas auf... auf... wie ſollte ſie doch gleich heißen?... Ja, ſo.., auf Fräulein Amanda Kleinmichel!“

Le jeu est fait! Rien ne va plus!

Am andern Morgen, als Otto Fichtner erwachte, waren die hundert Gulden, die er geſtern verloren hatte, ſein erſter Gedanke. Wunderlicher Widerſpruch in einer Menſchenſeele! Er, dem es früher, als er noch Nichts gehabt hatte, nicht darauf angekommen war, die Gage eines ganzen Monats an einem luſtigen Abend in dem fröhlichen Rund ſeiner Freunde zu verjubeln, — er ſollte nun, da er reich geworden war, auch ſo geizig geworden ſein? Ach nein, das war es nicht! Er ärgerte ſich nicht über die hundert Gulden — er ärgerte ſich nur, daß er ſie ſo ohne Weiteres dahingegeben hatte, daß die Croupiers ſie mit einem ſo unerträglichen Lächeln eingeſtrichen hatten. Er war nicht ärgerlich über ſich; er war es nur über die Croupiers und die Bank. Er haßte ſie, er hätte ſie vernichten können! Ach — und doch waren es fürchterliche Träume geweſen, die ihn dieſe Nacht gequält hatten! Auch Louiſe war ihm dieſe Nacht erſchienen — ſie weinte! Er hatte, ſo träumte ihm, Etwas gethan, was ſie ſehr gekränkt haben mußte. Ihr Bild erſchien ihm wie ein ſtiller, ſchmerzlicher Vorwurf. Es bat ihn um Rechenſchaft — und er fühlte wol, daß er ihr Rechenſchaft ſchuldig ſei. Dann wachte er auf. Die Sonnenſtrahlen zitterten in dem grünen Laub der Bäume vor ſeinem Fenſter;

und fern erschien, von den Zweigen umrahmt, auf der klaren Folie des blauen Himmels, das Luftschlößchen Louisens. Heute sah es ihn nicht mehr so friedlich an, wie gestern; nicht mehr so lieblich, so idyllisch. Er schob die Gardinen zusammen, — er wollte es gar nicht mehr sehn. Aber es schimmerte durch den Flor der Gardinen, und er mußte immer nach den Gardinen sehn! — Es wurde ihm zuletzt unerträglich — er wollte Nichts mehr von dem Berg und Nichts mehr von dem Schlößchen darauf, er wollte Nichts mehr von Liebe und Nichts mehr von Louise wissen — er wollte seine hundert Gulden wiedergewinnen; ja, er wollte eher sein Leben verloren geben, als diese hundert Gulden. Aber sie konnten ihm auch gar nicht entgehen; er hatte gestern zu hastig, zu dumm, zu unüberlegt gespielt — heute wollte er mit Ruhe, mit Vernunft, mit Dessin spielen. Es war gar nicht anders möglich, er mußte seine hundert Gulden wiedergewinnen... und wenn er diesen gierigen Croupiers noch hundert, noch fünfhundert Gulden dazu abnähme? Ha, ha, ha — das wäre ein rechter Spaß! — Und die Spielsäle waren noch keine halbe Stunde geöffnet, da stand Otto Fichtner schon am Roulette.

Wer kein Freund von Illusionen ist, kann auch kein Freund des Spieles sein; und der kalte, gesunde Menschenverstand wird sich oft genug darüber wundern,

wie Leute, die ſonſt doch geſcheut ſind, ſich durch das Rollen der Glückskugel täuſchen, durch den Schimmer des Goldes blenden und ſo kopfüber in die Maſchinerie des Zufalls hineinſpielen laſſen können! Wie ſie da ſitzen mit ihren Kärtchen und den fliegenden Saum des Glückes an eine rothe Nummer oder eine ſchwarze Charge feſtſpendeln zu können glauben! Ach, es iſt eine eigene Welt, dieſe Welt des Hazards! Man kann nicht ſagen, daß ſie unpoetiſch ſei; im Gegentheil, ſie hat gerade ſo viel Poeſie als die Welt, deren Helden Rinaldo Rinaldini, der große Räuberhauptmann von Italien, und Robin Hood, der unvergleichliche Strauchdieb von England, ſind. Poetiſch wäre dieſe Welt ſchon; aber ſehr unpraktiſch. Denn es ſind die Nachkommen Peretten's, der bekannten Bäuerin mit dem Milchtopf, die dieſe Welt bevölkern. Der Beobachter findet hier täglich neuen Stoff zum Nachdenken; und Ihr die Ihr die Nichtigkeit des Irdiſchen und die Schwäche der Menſchen in der Nähe ſehn wollt — o, kommt hierher in die Spielſäle des Kurhauſes von Wiesbaden! Da ſind zuerſt die Gruppen, die als Zuſchauer um die Tiſche ſtehn. — Seht die ängſtliche Spannung, mit der der Krämer oder der Amtmann der Kleinſtadt auf die Worte des Croupiers horcht, die Neugierde, mit welcher das Nähmädchen und die Putzmamſell wartet, ob diesmal Roth oder Schwarz kommen werde, die Lüſternheit, mit der der Weinbauer

aus dem Rheingau den Haufen Goldes tarirt, den dort der Franzoſe einſtreicht. Alle Leidenſchaften, die bei der Haſt des Spieles im Geſicht der Spielenden nicht hervortreten können, kommen in der Gruppe zum Vorſchein. Das ſind die Statiſten in dieſem Schauſpiel, das bald Komödie, bald Tragödie iſt. Wir, die wir das Drama durch unſer Lorgnon betrachten, wir ſehen nicht weit und nicht viel — wir ſehen nur die trotzige Stirne, den finſtern Blick, die zuſammengepreßten Lippen. Aber wir ſehen nicht die Verzweiflung im Herzen, wir hören nicht den heimlichen Fluch und die erſchütternde Klage. Der Vorhang fällt und was dahinter geſchieht, wiſſen wir nicht. Die Spieler zerfallen in drei Klaſſen. Die erſte dieſer Klaſſen könnt ihr um das Roulette im großen Saale des Kurhauſes verſammelt ſehen. Hierher geht der Touriſt, der den Spieltiſch beſuchen will, wie er geſtern die Platte und vorgeſtern Sonnenberg beſucht hat; hierher der reiſende Student, der fünf Gulden übrig hat. — Hierher kommen Alle, die ſich den Spaß machen wollen, eine Kleinigkeit zu „verlieren“ und drei Nächte nicht ſchlafen können, wenn ſie die Kleinigkeit verloren haben. Dieſe erſte Klaſſe unterſcheidet ſich von den beiden andern dadurch, daß ſie für ihr Spiel einen Grund hat. Es ſind die verſchämten Novizen des Spieles, die ſich noch vor ſich ſelber zu entſchuldigen ſuchen, wenn ſie ſpielen. Hier ſpielt der Kurgaſt, weil

er vor Langeweile nicht weiß, was er ſonſt thun ſoll; dort der Schwarzrock mit der Tonſur ſpielt — „für die verſchämten Armen ſeines Sprengels.“ — Es iſt eine mädchenhafte Schüchternheit in der Art, wie ſie ihren Gulden auf Roth ſetzen, wie ſie ihn mit der unſicher dirigirten Krücke nach Schwarz hinüberſchieben und ihn zuletzt gar auf eine Nummer geſchoben haben würden, hätte nicht der Ruf: „le jeu est fait!“ der zitternden Hand und dem Klopfen des Herzens Stillſtand geboten! Die Spieler am Roulette des kleinen Saales und am erſten Trente=et=Quarente=Tiſch ſpielen aus keinem Grunde, ſondern nur aus einer Abſicht: aus der Abſicht, zu gewinnen. Hier ſpielt der Aventurier, der geſtern vom Oberkellner ſeines Hôtels einen Gulden borgte, heute das Portefeuille voll Tauſendfranken=ſcheine und alle Taſchen voll Geldröllchen hat und morgen von der Bank ſein Reiſegeld erbettelt. Hier ſpielt die Dame aux Camélias, die von ihrem „Freunde“ verlaſſen worden iſt, weil ſie ihm untreu war, und von ihrem Proprietaire in der Rue St. Georges aus dem Hauſe geworfen ward, weil ſie die Miethe nicht bezahlen konnte. Sie ſpielt auch, um zu gewinnen. Aber Ihr würdet Euch irren, wenn Ihr glaubtet, ſie ſpiele um das Zwei=Guldenſtück oder den Fünffrankenthaler, den der Croupier ihr mit verbindlichem Lächeln zuſchiebt. Sie ſpielt, um das Herz des engliſchen Lords ihr gegen=

über und mit dem Herzen die Banknoten zu gewinnen, die er vor ſich ausgebreitet hat. — Die Elite des Spiels findet ihr um den Pharotiſch des weſtlichen Octogons. Hier iſt das Boudoir der Frau Fortuna. Freundliche Engelsköpfchen lachen vom Plafond der Decke auf Euch hernieder, ſchwellende Cauſeuſen laden Euch in die damaſtgepolſterten Arme, und in dem Spiegel der Marmorwände ſeht Ihr, wie in einem Zauberglaſe, die Bäume von draußen und die bunte Menge magiſch reflektirt. Hier wird nicht aus einem Grund und nicht mit einer Abſicht geſpielt; hier ſpielt man, um zu ſpielen. Hier ſitzt der ruſſiſche Fürſt und der walachiſche Bojar und ſie ſpielen mit zwanzig Tauſend Franken, wie ſie daheim mit zwanzig Tauſend Seelen ſpielen. Gewinnen ... verlieren ... was liegt daran? Sie können Nichts gewinnen, ſie können Nichts verlieren ..., aber ſie gäben gern das Doppelte von dem, was ſie vor ſich liegen haben, darum, wenn ihnen nur einmal auch das Herz ſo klopfen möchte, wie es anderen Menſchen klopft ... Thörichter Wunſch! — Außer dieſen drei Claſſen von Spielern ſtreicht durch die Säle noch eine Anzahl von Leuten, die gewinnen möchten, ohne zu ſpielen. Das ſind die ſogenannten Deſſinateur, Leute, die die Reihenfolge der Nummern im Kopfe haben und die dem Spielenden ganz genau vorherſagen können, daß eine von dieſen Nummern gewinnen werde.

Sie machen ſich an die Gewinnenden und ſie machen ſich an die Verlierenden — ſie können für den Verluſt nicht einſtehen, aber ſie machen ihren Antheil am Gewinne geltend. Die Deſſingeber ſind hagere, bejahrte Leute, napoleoniſche Geſichter, mit ſteifgewichſtem Schnauz- und Kinnbart, mit grauen Köpfen und rothen oder gelben Bändern im obern Knopfloch; ſie ſind Franzoſen von Geburt und Ritter des taſaitiſchen Großkreuzes oder Würdenträger Ihrer hochſeligen Majeſtät der Königin von Oude.

Das iſt die Bevölkerung der Spielſäle im Kurhauſe zu Wiesbaden. Die Meiſten ſind Ephemeriden, ſie leben nur einen Tag, ſie verſengen ſich die Flügel und werden nicht mehr geſehen. Andere halten ſich eine Woche, einen Monat, eine Saiſon. Es ſind die Leute, für die der Tag von 11 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends dauert; deren Sonne in dem Moment aufgeht, wo die Bank ihre neuen Goldſtücke und ihre neuen Silberſtücke auf den grünen Tiſch legt, deren Sonne untergeht, wenn die Bank die „trois derniers coups" ankündigt, wenn ein gefühlloſer Bedienter das Glücksrad zudeckt und verwachte Croupiersgeſichter Kaſſe machen. Dann geht die lange Nacht an — von 11 Uhr Abends bis 11 Uhr Morgens — ach, eine lange Nacht mit ſchönen Träumen voll gewinnender Nummern, ſtehender Farben und glücklicher Taillen!

Und das war die Welt, in die ſich der arme, der unglückliche Otto tiefer, immer tiefer verlor! Vom Roulette verlor er ſich an den Trente=et=Quarentetiſch, und vom Trente=et=Quarentetiſch verlor er ſich an den Pharotiſch ... Ach, es waren ja nicht die hundert Gulden, die er am erſten Abend verloren hatte! Es war etwas viel Werthvolleres, viel Edleres, viel Unerſetzlicheres! Es war der Friede des Herzens, die Klarheit des Geiſtes — es war der Glaube an ſich ſelber. Das iſt der größere Verluſt, um den wir die Spielbanken anzuklagen haben! Daß ſie uns Gift in die Adern gießen, daß ſie uns Aufruhr ins Heiligthum der Menſchennatur ſäen ..., daß ſie uns, wie die Hölle, zu einem Tractat zwingen, der mit Blut ſigniert ſein muß: das iſt der Fluch dieſer Spielbanken! Daß ſie mit allem Glanz, mit allem Flitterſtaat, mit Allem geſchmückt, was die Phantaſie aufregen, die Begierde reizen kann, wie feile Dirnen ihre Opfer an ſich ziehen, um ſie mit kaltem Lächeln nackt und elend hinauszuſtoßen, wenn ſie ſie vernichtet haben — das macht ſie abſcheulich und haßenswerth, wie jene! Das macht ſie verantwortlich für den Frieden aller Familien, die ſie zerſtört, — für das Glück aller Häuſer, die ſie vernichtet haben — verantwortlich für alle Todten durch Waßer, durch Pulver und Blei — und einſt, wenn der große furchtbare Tag kommt, der Tag, an den wir Alle glauben, wenn wir

ihn auch mit verſchiedenen Namen nennen, der große Tag des Gerichts, den der Himmel oder — die Menſchheit hält, der Tag, an welchem alle Todten auferſtehen: — dann, dann wird ſichs finden!

Otto war ganz in ſich verſunken; er hatte keine Augen mehr für die Welt, die um ihn war. Und es war doch noch dieſelbe Welt, die vor acht Tagen ſo heiter im erſten Sommerglanze um ihn lachte und blühte! Er hatte keine Gedanken und keinen Willen, keinen Wunſch und keine Hoffnung mehr — er hatte Nichts mehr, als den einen unſeligen Gegenſtand, der ihn zu Grunde richtete! — So gieng er eines Nachmittags durch den Kurgarten am Weiher — er war ſo erhitzt, ihm war zum Erſticken heiß, er mußte Luft ſchöpfen. Es waren acht Tage, daß er auch durch den Kurgarten gegangen war und Louiſe ſuchte und ſie nicht fand. — Heute war Louiſe da. Sie war geſtern Abend von Coblenz zurückgekehrt, und wie hatte ſich das gute Mädchen auf dieſen Nachmittag gefreut! Sie ſaß in ihrer leichten Sommerrobe ſo anmuthig da — ſie ſaß neben ihrer Mama und Gouvernante ... ſie ſah tauſendmal von der Stickerei auf, die ſie in den zierlichen Händen hielt ... ſie ... ha! das war Otto. Da kam er ... jetzt ſah er auf ... jetzt mußte er ſie ſehen ... jetzt ſah er ſie ... und Louiſe ſprang auf ... und, o Gott! wie bleich ſah er aus, wie hohläugig ... er machte eine ab-

lehnende Bewegung mit ſeiner Hand ... er kehrte haſtig um, er verſchwand. „Mein Gott! mein Gott!“ rief Louiſe, und ſank zitternd auf ihren Stuhl zurück.

„Was iſt Dir, mein Kind?“ fragte ihre Mama, und ſtrich ihr das weiche Haar über der bleichen Stirn zurück.

„Sie ſind ſehr blaß geworden, mein Fräulein ...“ ſagte die Gouvernante. „Ihnen iſt nicht wol, mein Fräulein!“

Louiſe zwang ſich zu einem Lächeln. Sie ſagte, ſie habe ſich ſo ſehr über ein Kind erſchreckt, welches ſich weit über den Weiher gebeugt habe, um eine Blume zu pflücken. Sie habe geglaubt, das Kind müße hineinſtürzen. — Und Otto? ... Otto war vor dem Anblick Louiſens geflohen, wie ein zur ewigen Qual Verdammter vor dem Anblick eines reinen Engels flieht. Jetzt erſt fühlte er, was er verloren habe!

Die Samſtagsreunion.

Im Hauſe Kleinmichel herrſchte an dem zweiten Freitage, welchen es in Wiesbaden erlebte, große Freude. Die Karte war angekommen! Sie war keine Kleinigkeit, dieſe Karte! Denn wenn zu dem Mittwochsball Nichts

weiter gehört, als ein Mensch und ein Frack oder eine Crinoline: so tritt für die Samstagsreunion als drittes Requisit die rothe französische Einlaßkarte hinzu. Und diese Karte war angekommen — „Monsieur Kleinmichel" trug sie in der Westentasche und ließ sie nicht mehr heraus. Die Samstagsreunion war, seit die Familie Kleinmichel in der Bannmeile von Wiesbaden weilte, der Gipfel und Zenith ihrer vereinten Wünsche und Hoffnungen gewesen. Die Säle sollten so brillant, das ganze Arrangement so exquisit vornehm und die Gesellschaft so aristokratisch sein; und außerdem ... nun ja, außerdem knüpfte Fräulein Amanda noch ihre ganz besonderen Wünsche und Hoffnungen an die Samstagsreunion. Und es war kein Wunder, daß Fräulein Amanda den Abend kaum erwarten konnte, und daß ihr das Herz sehr klopfte, als der Abend gekommen war.

Die beiden Reunionssäle, der weiße und der rothe, sind der Versammlungsort alles Dessen, was Toilette machen und auf Parquet tanzen kann, ohne zu fallen. Hier erscheint die elegante Brünette, die sonst jeden Abend neben dem Franzosen mit grauem Haar und rother Nelke im oberen Knopfloch am Spieltisch sitzt; hier erscheint die dunkelblonde Miß vom linken Ufer der Themse im weißen Kleide mit schwarzem Bandbesatz; hierher schickt das Hôtel „Zu den vier Jahreszeiten" die Polin mit den schwarzen Augen und dem naiven Schnauzbärtchen

und die Garniſon der Bundesfeſtung Mainz den preußiſchen Gardelieutenant und den öſterreichiſchen Cavallerielieutenant. Bei Gott! es iſt intereſſant, Deutſchland und England und Frankreich und Polen und Rußland ſo durcheinander tanzen zu ſehen. Elihu Burrit iſt am Ziele — das letzte Olivenblatt fürs Volk iſt gebrochen worden — die große Allianz aller Völker iſt da und der rothe Saal im Kurhaus zu Wiesbaden iſt ſein Sanctuarium. Seht dieſe dunkelrothen Sammetwände, dieſe dunkelrothen Damaſtvorhänge, die allen Schall dämpfen und Euch in eine Welt ſchließen, wo Alles roſa ſcheint — ſeht dieſe ſtrahlenden Candelaber und dieſe Spiegel mit den Goldrahmen und den Marmortrumeaus — Ah, si j'étais roi! — Es läßt ſich ſo ſchön in einem dieſer rothen Damaſtſeſſel träumen! Aus dem Tanzſaal ſchallt die Muſik und das Kniſtern der Crinoline und Glanzſtiefelchen, wie aus einer andern Welt herauf. Man ſieht in die Spiegelwand und es öffnet ſich eine Reihe unendlicher Säle — bis an die fernſte Thule iſt Alles Gasflamme, ſchwarzer Frack und Ballkleid — man ſieht Menſchen, die keine Menſchen ſind — zehnmal, zwanzigmal daſſelbe Geſicht — man ſieht ſie knixen, lachen, gehen, kommen, verſchwinden. — Man ſitzt auf dieſen Seſſeln wie ein kleiner Jupiter. Nebenan, gleichfalls in einem Damaſtfauteuil, ſitzt eine vornehme Portugieſin. Sitzt ſie, liegt ſie? — — Ihr

wißt es nicht; Ihr wißt nur, daß ſie da iſt. Ihr Kleid mit den Blumengarnituren füllt den Seſſel ganz aus, — ihr Kopf mit den üppigen, dunklen Haaren iſt nachläſſig zurückgelehnt, die rechte Hand ſpielt mit dem Lorgnon von Gold, die linke ruht ohne Handſchuh auf dem rothen Polſter. Sie trägt an der Bruſt einen koſtbaren Schmuck, eine Brillantblume auf blauem Grunde. Beim Himmel! dieſes Weib iſt ſchön. Aber ſie hat leichte Runzeln auf der Stirn. Und wenn Ihr es noch nicht wißt, ſo laßt es Euch ſagen, daß Runzeln die Schriftzüge ſind, mit denen das Frauenherz ſeine Geſchichte ſchreibt. O, wenn man die Geſchichte dieſes portugieſiſchen Frauenherzens erfahren könnte! Ja — wenn man rathen wollte ... Mit dem rechten Arm auf die Rücklehne ihres Fauteuils geſtützt, ſteht ein Mann neben ihr, der ein Diplomat ſein muß. Er trägt über dem Herzen einige Orden, aber ſein Geſicht ſieht ſo pergamentartig aus, daß man faſt glauben möchte, unter den Orden ſei — Nichts! Außerdem geht er mit der rechten Schulter ſchief und iſt alt und ſpricht ſehr viel. Es iſt nicht ausgemacht, ob ihm die Dame zuhört; aber ſie antwortet nicht und ſpielt mit der Lorgnette. Vor ihr, auf einem jener leichten, vergoldeten Tabourets ſitzt ein anderer Mann; er ſieht ſehr finſter und boshaft aus. Dieſer Mann ſchweigt; aber er verwendet keinen Blick von der Hand der Portugieſin, die auf dem rothen

Polſter liegt. O, dieſe Hand iſt ſo weiß, ſo fein, ſo üppig — ſolch eine Hand hat die Pompadour gehabt, und wenn Joſephine ſolch eine Hand gehabt hätte, ſo würde ſie Kaiſerin von Frankreich geworden ſein — und dieſe Hand liegt da — zehn Zoll von der Euren ... **ah, si j'étais roi!**

Wer kann für hochrothe Gedanken in einem Zimmer, wo Alles roth iſt? — Der Farbe der Liebe tritt der Tanzſaal in der unſchuldigen Farbe des Glaubens entgegen. Der Gegenſatz iſt gut für das Auge und wolthätig für das Herz. Und damit auch die dritte Göttin im Kurſaale zu Wiesbaden nicht fehle — die Hoffnung ... nun, wir wiſſens ja, daß ſie Grün liebt und daß ihr vier grüne Tiſche aufgeſtellt ſind. Im kleinen Ballſaal iſt Alles weiß: die Wände, die Handſchuhe, die Kleider der Damen — vielleicht auch ihre Seelen — nur die Wäſche vieler Herren war es an dieſem Abend nicht und konnte es nicht ſein. Wie konnte man das bei 30° Reaumur verlangen? O, die Hitze war unerträglich — eine parfümierte Hitze, eine ſchwüle Compoſition von Gas, Eß-Bouquet und Stickſtoff, gegen welche ſich die Hitze der Sahara wie purer Sauerſtoff mußte athmen laßen. Aber Freude ſtrahlte aus den vier Geſichtern von Weſtphalen! Was gieng ſie die Hitze an? Die Hitze hatte einen ſo ariſtokratiſchen Geruch, und ſie befanden ſich ſehr wol darin. Vornan ſaß Fritz Franz; ſeine

Vatermörder waren von der Hitze ſo matt geworden, daß ſie ihm wie welke Kohlblätter um den Hals hiengen. Dann kam ſeine Mutter. Sie ſchien heute in ganz beſonders guter Laune zu ſein. Sie hatte die Hand ihres Lieblings in der ihrigen und nach den Grimaſſen, die dieſer alle zwei Minuten ſchnitt, kniff ſie ihm in den angedeuteten Zwiſchenräumen den kleinen Finger, wenn er irgend eine Dummheit machte. Zu Dritt ſaß Fräulein Amanda. Sie ſah heute bezaubernd aus. Sie trug natürlich keinen Hut und keinen Schleier; aber ſie hatte die Haare ſo tief geſcheitelt und ſo mit Blumen decorirt, daß die linke Stirn von Haaren und das linke Auge von einer dicken Roſe verdeckt ward. Sie hatte gleichſam ein verblümtes Auge, ſie ſprach ſo zu ſagen durch die Roſe — die liebe, holde Amanda! Den Beſchluß der Gruppe machte Herr Kleinmichel, Vater. Er ſtand. Seine Bruſttaſche ſah verdächtig aus; ſie ſah aus, als ob er ein halbes Dutzend weißer Handſchuhe für vacante Tänzer darin habe... ein halbes Dutzend Möglichkeiten, vor denen ein unverdorbenes Gemüth wol zurückſchaudern konnte!

Louiſe de Brouillard wandelte in den Tanzpauſen einigemale am Arme ihres Papa's durch die Säle. In ihrem hellen Kleidchen ſchwebte die graziöſe Pariſerin leicht und luftig dahin. Kein Menſch hätte daran gedacht, daß dieſes junge, liebreizende Weſen ein Herz habe,

welches schwer und traurig war! Ach, seit jenem Nachmittage war es nicht mehr fröhlich gewesen. Vergebens wiederholte sie sichs, daß Otto ihr vielleicht nur deshalb ausgewichen sei, weil er vor ihrer Mama Befangenheit gefühlt habe. „Diese guten Deutschen werden so leicht befangen", sagte sie, „sie sind alle von einer so mädchenhaften Schüchternheit." Aber warum hatte er nicht versucht, sie später allein zu treffen? Warum war er nicht wieder in die Trinkhalle gekommen? Er wußte ja, daß sie an jedem Morgen dort sei! Warum hatte er nicht an sie geschrieben? Vielleicht hatte er bis zur Samstagsreunion warten wollen — er hatte ganz Recht, da ließ sich Alles viel unbemerkter und ohne Aufsehen machen... da hätte er mit ihr getanzt und wäre dann zu ihren Eltern gegangen... Ganz gewis, das mußten seine Gedanken sein... die Samstagsreunion mußte eine Aufklärung bringen. Das war der einzige Grund, der sie hierhergeführt hatte.... Und nun war sie da, nun war sie schon fast zwei Stunden da,... und es war auch umsonst! Otto'n sah sie nicht! — Sie sah ihn nicht, aber er war da! Der Unglückliche! Er stand draußen, unter den Bäumen, und er hatte schon zwei Stunden lang da gestanden und durch die halbgelüfteten Vorhänge in den Saal hineingeschaut. Er konnte ja nicht scheiden, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, die mit den lieblichen, schuldlosen Lippen gesagt hatte:

„nimm mich hin, ich bin Dein!“ — und die er verspielt und verloren hatte; — er konnte nicht gehn, ohne noch einen Blick in den Himmel gethan zu haben, der ihm nun auf Ewig verschloßen war... Auf Ewig!... Welch ein trostloses, welch ein vernichtendes Wort! —

Louise de Brouillard bat ihren Papa, sie nach Hause führen zu wollen. Die Lichter, die Musik, die Toiletten und die Hitze machten ihr unsäglich angst. Und Louise de Brouillard und ihr Papa giengen.

In demselben Augenblick trat der polnische Edelmann und sein Freund, der Graf, in die Thüre. Der Edelmann sah in den Saal hinein, so vergnügt, wie ein Kind, das man in einen Guckkasten sehen läßt; der Graf — den lahmen Fuß hinten ausgelegt, — heftete sein Auge fest auf die erröthende Amanda. „Baron!“ flüsterte er auf einmal — und er flüsterte so laut, daß der halbe Saal es hören konnte und die Familie Kleinmichel es hören mußte, — „Baron! wenn sie es wäre! Ich kann mich täuschen — aber nein, nein, ich kann mich nicht täuschen! Dieser Liebreiz in den Mienen — dies seelenvolle Auge — diese capriciöse Frisur, diese... es kann keine Andere sein — es muß die Comtesse Schelmuffsky sein... die majestätische Erscheinung daneben — kein Zweifel! — es ist die Fürstin, ihre Schwiegermutter“... „Ganz recht, mein Lieber! — ja, jetzt wird mir Alles klar... dort der elegante

junge Mann iſt ihr Stiefſohn, Fürſt ..." Der „elegante junge Mann", vulgo Fritz Franz, machte eine ſchreckliche Grimaſſe; ſeine Mutter hatte ihm den kleinen Finger faſt zerquetſcht, weil er den Verſuch gemacht hatte, zu behaupten, er ſei weder ein Stiefſohn, noch ein Fürſt, noch überhaupt ein elegauter, junger Mann ... Vater Kleinmichel hatte ſich heimlich aus dem Staube gemacht. Inzwiſchen traten die beiden Herren heran. „Gnädige", ſagte der Graf mit einer tiefen Verbeugung vor Amanda — „ich irre mich nicht — Sie ſind die Comteſſe Schelmuffsky ...." „Und Ihnen, Frau Fürſtin, hatte ich die Ehre, auf dem Tuilerienballe vom 17. März durch Grafen Morny, Excellenz, vorgeſtellt zu werden." Hier fieng Fritz Franz an, unanſtändig zu werden. Seine Mutter hatte in der Hitze des Augenblicks ſeine Hand losgelaßen. „Das iſt nicht wahr", rief er, „das iſt meine Mutter und das iſt meine Schweſter Amanda, und ich heiße Fritz Franz Kleinmichel ..." „Verfluchter Junge!" ſchrie die Mutter und ſtampfte ihm mit dem Abſatz ihres Fußes ſo auf die Zehen, daß der arme Junge ein furchtbares Gebrüll anzuſtimmen im Begriff war — aber die Mutter faßte ſich ſchnell, ergriff ſeine Hand und curirte die Schmerzen der Zehen homöopathiſch durch Schmerzen der Finger; Fritz Franz verſtummte — und in dieſem Moment der höchſten Verwirrung erſchien Herr Kleinmichel, Vater, wieder in der

Thüre. Amanda war aufgestanden — sie glühte, wie die Blätter einer Klatschrose glühen, wenn sie abfallen wollen. Die beiden Edelleute standen vor ihr. Sie ergriff Vater Kleinmichel am Arme — sie schob ihn vor — er räusperte sich — er beugte sich — er wischte sich den Angstschweiß ab — endlich, nach siegreichem Kampfe gegen ihre jungfräuliche Befangenheit, flüsterte Amanda: „Meine Herren, ein... Vater... von mir!" Auch Mutter Kleinmichel hatte sich erhoben. „Chemiker", sagte sie... „Und Schwefelholzfabrikant", fügte Vater Kleinmichel hinzu. Seine Frau warf ihm einen Blick zu, der ihn vernichtet haben würde, wenn er ihn verstanden hätte. „Erlauben Sie denn, meine Damen, daß auch wir Ihnen vorgestellt werden. Mein Freund — Graf Schnapphahn — mein Name ist — Baron Hopsky." In diesem Augenblick rief das Orchester zum Auffordern; es sollte Française getanzt werden. „Gnädiges Fräulein...", sagte Graf Schnapphahn... „Ach, ich schwärme so für Lord Byron..." seufzte Amanda in holder Verwirrung. „Darf ich um die Ehre zum Tanze bitten?" „Mama, soll ich?" „Ich erlaube Dir's, mein Kind", sagte Madame Kleinmichel. Das Kind von Dreißig und einigen Jahren gab dem Grafen den Arm. Dieser war ein kleiner Mann und wurde noch kleiner, wenn er gieng; es sah aus, als wolle er an Amanda hinaufhüpfen. Die Reihen stellten sich. „Mes-

dames et Messieurs, le compliment!" rief der Maitre. Die Damen und die Herren machten sich das Compliment — sie drehten sich rechts, sie drehten sich links. — „Mesdames et Messieurs, la chaine!" Die Damen und die Herren schwebten herüber und zwischendurch schwebte der hinkende Galan, schwebte Amanda mit der Rose über dem linken Auge — und wenn sie ausgeschwebt hatten, stand Amanda jedesmal an einem Orte, wo sie nicht stehen sollte, und Lord Byron der Zweite raunte dem Oestreichischen Cavallerielieutenant zu, viermal habe er ihm nun auf seinen Fuß getreten, und wenn er es nun noch einmal thue, so müße er das für eine Beleidigung halten! — „Mesdames et Messieurs, la Ronde!" Compliment — allgemeines Lächeln — die Française war zu Ende. — Im Hinausgehen sagte Graf Schnapphahn zu seinem Freund, dem Baron Hopsky: „Morgen werden wir Geld haben."

Die Ruine Sonnenberg und die Schwefelholzfabrik in Westphalen.

An dem Sonntagsmorgen, der der geschilderten Samstagsreunion folgte, saß Graf Schnapphahn auf

dem breitgestreiften Damastsopha im zweiten Rouletteſaal, rechts vom Eingang. Sein Freund, der Baron Hopsky, ſtand in der zweiten Reihe hinter dem grünen Tiſche. Er hatte ſich mit dem linken Arm auf den hohen Stuhl des Croupiers gelehnt — er lächelte mit dem Croupier zur Linken, mit dem Croupier zur Rechten, mit dem Bankinſpicienten, mit den Bedienten, mit einigen Damen gegenüber und einem alten Herrn, der vor dem Fenſter ſtand; er lächelte, ſo zu ſagen, mit der ganzen Welt. Außerdem gab er einem jungen Franzoſen, der ſehr leidenſchaftlich und ſehr hoch ſpielte, Deſſin an. Er hatte ſchon zwei Goldſtücke aufgehoben, die der Franzoſe beim Einſtreichen des Gewinnes auf die Erde geworfen hatte; der Baron hielt ſie über zehn Minuten lang in der Hand, und da der leidenſchaftliche Franzoſe keinen Augenblick zum Umdrehen und Annehmen Zeit hatte, ſo ſteckte ſie Graf Schnapphahn „einſtweilen" ein. Ach — den beiden Nobelmännern aus Polen drohte eine Kriſis! Als ſie geſtern Abend, hoffnungstrunken, von der Reunion zurückgekehrt waren, hatte ihnen der Hausknecht geſagt, daß der Oberkellner geſagt habe, der Hotelbeſitzer hätte geſagt, er würde ſie am andern Tage aus dem Hauſe werfen laſſen, wenn ſie nicht bis 1 Uhr Mittags ihre Rechnung vom vorigen Monat bezahlt haben würden. Die beiden Edlen wohnten in einem der erſten Hotels Wiesbadens; denn am Ende iſt es doch nicht

mehr als anständig, daß ein Brief, eine Bestellung, eine Einladung für Grafen und Barone von einem Portier angenommen werden, der einen Rock mit Treßen und einen großen, breiten Bart trägt. Aber sie wohnten hoch im Hotel; sie wohnten so zu sagen auf der Höhe der Situation. Sie hatten eine Dachkammer inne, mit einem Fenster, das sich nach Oben öffnete, mit einem Stuhle, dessen Beine wackelten, und einem Tisch, in welchem die Schublade fehlte. Sie schliefen in einem Bette und bezahlten für den Tag 25 Kreuzer Miethe. An dem Tage, an welchem sie auch aus diesem bescheidenen Quartier hinausgeworfen werden sollten, sagte Graf Schnapphahn zu Baron Hopsky: „Wir werden bleiben! Mir werden reüssiren. Unser Heil ruht in — Amanda!" — Inzwischen trat nun die Familie Kleinmichel in den Spielsaal. Graf Schnapphahn saß auf dem Divan, rechts vom Eingang. „Wie interessant er da sitzt, der Graf!" flüsterte Amanda, vor dem eigenen Geflüster erröthend. In der That, er saß interessant da, der Graf; er hatte sich auch viele Mühe gegeben, und seit einer Viertelstunde in dem Spiegel, ihm gegenüber, seine Studien gemacht. Herr Kleinmichel trat heran. „Guten Morgen, Herr Graf", sagte er. Der Graf fuhr empor; er fuhr empor mit einer Art von grandioser Verzweiflung, die Haare flogen ihm um den Kopf. Es war ein Effekt in diesem Auffahren. Amanda

näherte ſich. Der Graf ſtand auf — „ah" — ſagte er, indem er mit dem rechten Fuß aufhinkte and mit der linken Hand eine Bewegung von zweifelhafter Tendenz machte, — „ich habe geſpielt — ich habe verloren!" .... „Er hat geſpielt — er hat verloren! Hat nicht auch Lord Byron geſpielt? — Hat nicht auch Lord Byron verloren? O Vater, Vater!" — Der Vater zog ſich mit dem Grafen in eine Fenſterniſche zurück. „Herr Graf," begann er, ich weiß ... ich kann mir denken ... nein, nein, keine Widerrede! ... man kann Unglück haben .., man darf ... man ſoll ... hier, nehmen Sie! Es iſt nicht viel — ein Hundert-Guldenſchein ... o, nehmen Sie!" „Sie Edler, — wie ſoll ich Ihnen danken?" ... „Keinen Dank, Herr Graf! Ich bin ſtolz, ich bin glücklich ..." Um Dreiviertel auf Eins verließ der ſtolze, glückliche Kleinmichel nebſt ſtolzer, glücklicher Familie den Spielſaal; um Eins war die Rechnung im Hôtel bezahlt und um zwei Uhr Nachmittags bezogen die beiden Edelleute ein Zimmer und einen Salon im erſten Stock, welche ſo eben leer geworden waren.

In der Dämmerung dieſes Tages ſtand Otto Fichtner am Pharotiſche im Octogon des Kurhauſes von Wiesbaden. Er war ſehr arm geworden, ſeit er dieſe Räume zum erſten Male betreten hatte; er hatte Nichts mehr, als einen Tauſendfrankenſchein und ... ein Ter-

zerol, welches er mit der Linken krampfhaft in ſeiner Taſche hielt. Sein Entſchluß war gefaßt, ſeine Rechnung war gemacht. Er warf den Tauſendfrankenſchein auf den Tiſch und der Banquier warf die Karten. Der Tauſendfrankenſchein ward einigemal hinüber- und einigemal herübergeſchoben — dann zog ihn der Banquier mit ſeiner Krücke über das grüne Tuch — das Papier ſträubte ſich einigemale, aber es half ihm Nichts, — der Banquier nahm es, ſtrich es glatt, hob den Deckel von einem Mahagonikäſtchen und legte den Tauſendfrankenſchein zu den übrigen. Und Otto Fichtner gieng.

Er gieng den Weiher entlang, er gieng durch den Park und er gieng immer weiter. Es war ein ſo ſchöner, ſchöner Abend — ſo kühl, ſo duftig, ſo thaufriſch! An ſeiner Seite rieſelte ein munteres Bächlein und über ſeinem Haupte ſäuſelten die Buchen und die Linden. Otto gieng den Wieſenpfad am Bächlein hinauf ... weit hinter ihm blieb das Leben und die Welt zurück und nach einer halben Stunde war er unter den Trümmern des Schloßes, in dem vor ſechshundert Jahren der deutſche Kaiſer Adolph von Naſſau gewohnt hat. Uralte Bäume rauſchen um die zerfallenen Mauern — und um den noch erhaltenen Thurm auf der Spitze des Berges wächſt das Moos, rankt der hundertjährige Epheu. Sonnenberg iſt ein Ort, wo man ſich von dem Lärm

und dem bunten Treiben Wiesbadens auszuruhen pflegt — die Kurgäſte beſuchen es gern, und bis in den ſpäten Abend findet man in den Lauben des Altanes und auf den Terraſſen einſame Träumer und vergnügte Geſellſchaften. — Otto Fichtner gieng den Lauben und den Terraſſen vorbei; er ſtieg zu dem Thurme empor und ſetzte ſich auf die verwitterten Steinblöcke, am Fuße deſſelben, nieder.

„Hier bin ich an meinem Ziele!“ rief er aus. „Dieſe Steine ſind meine Grenzſteine! Ich hatte eine ſchöne, freudige Jugend und ich habe ſie vergeudet; ich hatte eine goldene, ſelige Zukunft und ich habe ſie verſcherzt; ich hatte eine reine, eine himmliſche Liebe, und ich habe ſie auf den Roulettetiſch geſetzt und ich habe ſie verloren. Jetzt habe ich Nichts mehr als ein nacktes, elendes Leben, und das will ich von mir werfen. Es iſt mir eine Laſt, eine Qual geworden. Lebe wol, du ſtille Welt im Abendfrieden — du blaue, duftige Ferne, die ich einſt ſo ſehr geliebt habe ... Ich gehe — und Niemand wird nach mir fragen. Sie werden mich verſcharren, wie ſie die andern Opfer verſcharrt haben, und dann iſt Alles aus ... Alles! Lebe wol ... o Louiſe, Louiſe ...!“

Bei dieſen Worten hatte er das Terzerol aus der Taſche gezogen, er ſpannte den Hahn, daß es knackte,

und der Mond, welcher eben aus dem ziehenden Gewölke voll hervorgetreten war, ſchimmerte in dem blanken Metall. In demſelben Augenblick ſchwebte eine weiße Geſtalt aus dem Gebüſche vom Thurme heran ... „Otto!“ rief es, „Otto! Du biſt's!“ ... und Louiſe ſtand vor ihm. „Es zog mich hierher, wie mit Geiſterhänden,“ ſprach ſie; „wir ſaßen dort unten auf dem Altan, meine Eltern und ich ..., aber es zog mich fort ... es rief mich ... ich konnte nicht bleiben, ich mußte folgen ... und nun bin ich dä! Otto, was hab' ich Dir gethan?“

„Reiner Engel,“ rief Otto, „wende Dich von mir! Ich bin Deiner Nähe nicht werth ... ich habe an Dir gefrevelt ... ich bin zum Verbrecher an unſrer Liebe geworden. Ich habe Dich und mein Vermögen und meine Ehre verſpielt ... ich bin arm ... o, ich bin viel, viel ärmer, als damals in Paris. Ich habe Nichts mehr als meine namenloſe Qual und dieß Terzerol, das ihr ein Ende machen wird!“

„Und haſt Du mich nicht mehr?“ ſchluchzte Louiſe, indem ſie ſich an ſeine Bruſt warf. „Iſt es nun nicht mein ſchönſter Beruf, Dich dem Leben und der Welt, denen Du Dich durch eigene Schuld entfremdet haſt, zurückzuführen? Stoß mich nicht von Dir, Otto — laß dieſe Hand, die ich Dir anbiete, die Hand ſein, die Dich rettet. Wenn Du mich liebſt, ſo biſt Du ge-

rettet, und ..." setzte sie mit von Thränen erstickter Stimme hinzu, „und ich auch!"

„Louise," rief Otto und küßte sie... und das erste Mal, daß er sie küßte, waren es Thränen, um ihn geweint, die er ihr aus den Augen küßte!

„Sag es mir," stammelte Louise, „sag es mir, daß Du mich liebst... o, sag es mir!"

„Daß ich Dich liebe, Louise?" entgegnete Otto in leidenschaftlichster Bewegung. „Ich liebe Dich, wie ich einst die Seligkeit geliebt habe, die ich mit Dir zugleich verloren gab, und die ich nun durch Dich wieder gewinnen soll... ich liebe Dich... aber nein, keinen Schwur! Hier das Zeichen, daß ich Dich liebe!" — Und bei diesen Worten drückte er das Terzerol in die Luft ab, und Louise, erschüttert und zum Tode erschreckt, sank auf den Boden nieder. Der Schuß hallte dumpf in dem alten Gemäuer und in allen Ruinen nach... und der Dampf war in der blauen, stillen Mondnacht noch nicht verschwebt, als ein Herr und bald darauf eine Dame auf den Platz stürzten, wo Louise noch bewußtlos zu Otto's Füßen lag.

„Meine Tochter!" rief der Herr athemlos. „Wo ist meine Tochter?"

„Meine Tochter ist erschossen! Jesus Marie! Meine Tochter ist todt!"

„Ihre Tochter ist nicht erschossen..." sagte Otto,

indem er zu den Beiden trat. „Ihre Tochter lebt und sie hat den gerettet, den dieser Schuß treffen sollte." Er hob die Geliebte vom Boden auf, und Louise sank weinend an die Brust ihrer Mutter. „Hier ist Ihre Tochter — aber dieser Schuß hat sie unauflöslich mit mir verbunden. Sie kennen mich, Herr de Brouillard — ich bin Otto Fichtner; Sie haben mich vor zwei Jahren in Paris kennen gelernt — ich liebte Ihre Tochter, Ihre Tochter liebte mich. Aber ich wagte damals nicht um ihre Hand anzuhalten, weil ich ohne Rang, ohne Vermögen war. Ich kehrte nach Wien zurück — zwei Jahre vergiengen nnd ich ward ein reicher Mann und Reichthum giebt Rang. So kam ich nach Wiesbaden und sah Ihre Tochter wieder und nun hielt mich Nichts mehr ab, das Glück von Ihnen zu erbitten, das Sie mir unter diesen Umständen nicht verweigert haben würden. Und da... doch lassen Sie mich über Alles schweigen, was seit dem Augenblick geschah, wo Sie nach Coblenz abreis'ten, bis zu diesem, wo Sie mich mit der Todeswaffe in der Hand wiedergefunden haben. Ich stehe wieder arm und in tiefster Seele geknickt vor Ihnen — aber der Bund, den ich mit Ihrer Tochter in dieser verhängnißvollen Stunde geschloßen habe, giebt mir den Muth, hier... so wie ich bin... ein Mann, der ein großes Vermögen verspielt hat... ein Mann, der sich das Leben hat nehmen

wollen... ſo um die Hand Ihrer einzigen Tochter anzuhalten!"

„Mein Herr!" erwiderte Herr de Brouillard, „Sie werden es einem Vater erlauben, über die Antwort erſt nachzudenken, die er auf eine Werbung geben ſoll, die unter ſo ganz ungewöhnlichen Umſtänden geſchieht?..." Einen Augenblick herrſchte Todtenſtille am Fuße des Thurmes von Sonnenberg; nur der Nachtwind ſäuſelte in den Blättern und den Gräſern. Dann begann Herr de Brouillard wieder: „Aber ich bin nicht der Mann, der einen Unglücklichen, in dem Moment wo er ſich aus einem toſenden Strome ans Land retten will, in die tödtliche Fluth zurückſchleudern möchte. Nein, das werde ich nicht thun. Meine Tochter hat ſie gewählt... gut! Das Herz meiner Tochter ſoll in dieſer Sache entſcheiden. Es giebt dunkle, verſchlungene Pfade, aus denen nur das Herz des liebenden Weibes den Ausweg findet. In Paris würde ich vielleicht Nein! geſagt haben; hier kann ich es nicht. Aber der Vater verlangt eine Prüfungszeit. Kehren Sie nach Wien zurück, wir kehren nach Paris zurück. Ich werde dafür ſorgen, daß Sie ein neues Leben mit neuen Mitteln beginnen können. Für die Treue meiner Tochter bürgt Ihnen ihr reines, unverdorbenes Herz; für die Unveränderlichkeit meiner Geſinnungen bürgt Ihnen meine Ehre. Kommen Sie in zwei Jahren zu uns nach

Paris — wenn Sie in zwei Jahren Ihr Vermögen nicht wieder verspielt und Ihren Grundsätzen nicht wieder untreu geworden sind — wenn Sie uns den Beweis gegeben haben, daß Ihre Neigung zu Louise mehr als eine bloße Wallung und daß Louisens Liebe zu Ihnen im Stande war, Sie vor neuen Irrwegen zu behüten: dann gebe ich Ihnen mein Kind, wie ich Ihnen heute mein Wort gebe!"

„Ich werde Dir treu bleiben!" rief Louise.

„Und in zwei Jahren bist Du die Meine!" jubelte Otto, und Beide sanken sich mit Thränen in die Arme.

Am folgenden Sonntage war kleine Soirée in den Zimmern der Familie Kleinmichel. O, es waren große Dinge geschehen! Es war eine ereignisvolle Woche gewesen, diese letzte Woche! Schon seit dem Begegnis im Spielsaale ... nämlich dem ersten „kleinen Darlehn," war das Verhältnis zwischen unseren Freunden und der Familie Kleinmichel immer inniger geworden — denn „Noblesse verbindet!" Vier Tage danach machten sie zusammen eine Eselsparthie auf die Platte. Auf dem steilen Pfade über dem Neroberge stolperte Amanda's Esel an einer Eichenwurzel und Amanda wäre auf die Erde gestürzt, hätte Graf Schnapphahn sie nicht in seinen liebenden Armen aufgefangen. Hier geschah es

auch, daß er den erſten Kuß auf ihre Lippen drückte. Drei Tage ſpäter hielt Graf Schnapphahn um die Hand Amanda's an und, wie geſagt, am folgenden Sonntag war kleine Soirée in den Zimmern der Familie Kleinmichel, um — die Verlobung zu feiern. Da ſaßen auf dem Sopha rechts Frau Kleinmichel und links die „Gräfin," neben ihr der Graf, Vater Kleinmichel, Fritz Franz und Baron Hopsky. Man hatte ſoupirt und trank Champagner in Eis. Die Freude und Heiterkeit waren unbegrenzt. Auf einmal trat ein Kellner ein und flüſterte dem Baron einige Worte ins Ohr. Dieſer ſtand auf, beurlaubte ſich und ging. Nach einer Viertelſtunde kam er wieder. Er überreichte dem Grafen einen Brief. Die Oblate des Couverts war noch feucht, und die Alizarintinte der Aufſchrift noch grün. Der Graf erbrach das Schreiben — er durchflog es ... er ward bleich ... zitterte ... dann ſagte er gefaßter: „Mir ſchreibt mein Anwalt aus Warſchau, daß mein Onkel geſtorben ſei und daß ich ſofort abreiſen ſolle, um ſeine Güter und ſonſtige Verlaſſenſchaft in meiner Eigenſchaft als deſſen einziger Erbe in Beſitz zu nehmen!" Amanda weinte über den Tod des Onkels und Vater Kleinmichel lächelte in ſtummer Wonne über die Erbſchaft ſeines Schwiegerſohns. „Nun, keinen Verzug mehr!" ſagte dieſer. „Liebe Amanda — nur noch dieſe kurze Trennung und dann keine mehr! Lieber Vater, geben Sie

mir sogleich fünfhundert Gulden, damit ich morgen ohne Aufschub abreisen kann. Mein Freund Hopsky begleitet mich, ich erhebe bei meinem Frankfurter Banquier diese und die weiterhin nöthige Summe, — Hopsky wird Ihnen morgen Abend das kleine Darlehen zurückerstatten — ade meine Theuren, ade meine Amanda — in drei Wochen bin ich zurück und dann ... dann ist die Hochzeit!" Bei dem Worte „Hochzeit" schlug Amanda das rechte Auge in jungfräulicher Scham zu Boden; Vater Kleinmichel händigte dem Grafen die gewünschte Summe ein und die beiden Edelleute gingen. Sie gingen aber nicht die Langgasse zu ihrem Hotel hinauf, sondern sie gingen die Biebricher Chaussee nach dem Rheinufer hinunter; sie kamen auch am andern Morgen nicht in Frankfurt, sondern in Eltville an, wo sie das erste Schnellschiff bestiegen, das rheinabwärts nach Köln fuhr. Am andern Abend kam Hopsky nicht, obwol die Familie Kleinmichel ihn erwartete; er kam auch am zweiten und dritten Abend nicht an — dagegen las Vater Kleinmichel am Morgen des vierten Tages in einer Zeitung, daß von Berlin aus zwei Schneidergesellen steckbrieflich verfolgt würden, die sich in Wiesbaden unter den Namen eines Grafen Schnapphahn und Baron Hopsky aufgehalten hätten, und daß alle Polizeibehörden ersucht würden, auf sie fahnden und sie im Betretungsfalle arretiren laßen zu wollen. —

— Die Familie Kleinmichel iſt wieder in die Schwefelholzfabrik, Kreis Minden, Provinz Weſtphalen, Königreich Preußen, eingezogen. Vater Kleinmichel kann nicht ohne ein gewiſſes Schaudern von Grafen und Baronen ſprechen hören. Frau Kleinmichel hat das Rheuma, wie ſie es zuvor hatte, ja ſie behauptet, daß es durch die Bäder in Wiesbaden noch ärger geworden ſei. Fritz Franz darf ſeinen Frack, den er in Wiesbaden alle Tage anhatte, nur noch an den Sonntagen anziehen, und Fräulein Amanda ſchwört auf die Unſchuld des Grafen, träumt jede Nacht von ihm und lieſt die wohlfeile Ausgabe von Lord Byron's Werken, überſetzt von Ernſt Ortlepp und „mehreren Andren.“

Im Verlage von **Carl Rümpler** in Hannover ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Herbst in Wales.

Land und Leute, Märchen und Lieder.

Von

Julius Rodenberg.

Mit einer Musikbeilage (walisische Melodieen) von **Heinrich Marschner.**

XVI Blatt. 326 S. Octav. — 1½ Thlr.

Urtheile der Presse.

Das ist ein gar liebenswürdiges Buch, in dem sich Unterhaltung und Belehrung auf ebenso angenehme wie nützliche Weise verbinden. In ansprechender halb novellistischer Einkleidung schildert der Verfasser seinen Herbstaufenthalt in Wales, einer Landschaft bekanntlich, die an malerischen Schönheiten ebenso reich ist, wie an interessanten und ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit und überdies als ehemaliger Wohnsitz eines untergegangenen Volksstammes, der Kelten, die mit den Bewohnern der Bretagne die einzigen Ueberreste der alten Urbewohner und ersten Ansiedler Englands bilden, für den Sprach- und Geschichtsforscher von höchster Wichtigkeit ist. Nach allen drei Seiten hin, nach der landschaftlichen, der historischen und der sprachlichen, wendet der Verfasser seine Aufmerksamkeit und theilt von den Resultaten seiner Beobachtung gerade so viel mit, wie dem gemischten Leserkreise, für den er das Buch vornehmlich bestimmt hat, verständlich und angemessen ist. Robert Prutz (deutsches Museum).

— Das Buch führt in das älteste Walten der Märchenpoesie auf einen fast unberührten jungfräulichen Boden. — Nach einer trefflichen landschaftlichen Schilderung dieser eigenthümlichsten Provinz von England eröffnet der Verfasser in übersichtlicher Weise das große Buch der „Madinogion," der walisischen Märchen. Auf diesem kleinen, von Meer und Fels schützend umschlossenen Erdenfleck, wie in einer verzauberten Burg, hatten die Celten, die ältesten Bewohner der britischen Inseln, vor den siegenden Sachsen ein sicheres Asyl gefunden; hier hat König Artus gelebt, hat seine Tafelrunde gestanden, in den Zweigen des Weidenbaums hat er hier versteckt seine treulose Königin Ginevra belauscht; hier endlich schläft er mit all seinen Helden im Thal von Avalon, wieder aufzustehen am Tage der letzten Schlacht. Daß von diesen geweihten Stellen aus ein großer Theil der ritterlichen Sagen, der wunderbarste, zauberreichste, ausgegangen, ist jetzt allgemein bekannt; aber noch mehr, Puck und alle Elfen Shakspeare's, hier haben sie im Feenring getanzt, bis auf den heutigen Tag heißt eine Stelle des Gebirgs das Pucktbal. Diese Märchen sind einfach und kunstlos; aus dem beschränkten Gesichtskreis der Hirten, Ackerbauer und Landmädchen, die sie erzählen, deren Voraltern sie begegnet, aus dem Ring des alltäglichen Lebens treten sie nicht durch Goldkronen und Purpurgewänder erhoben heraus; wenn eine Fee sich dem sterblichen Manne zu eigen giebt, folgen ihr nur „drei Ochsen und sieben Kühe," das ist ihre ganze Morgengabe. Statt von Helden und großen Thaten, sprechen sie nur von den kleinen Begebenheiten und Zufällen in Wald und Feld, meist mit einem schwermüthigen Ausklang, wie ihn die wilde, einsame Landschaft bedingt.

Karl Gutzkow (Unterhaltungen am häuslichen Heerd)

— Dieſe waliſiſchen Reiſeſkizzen, das Ergebnis einer im Herbſte 1856 nach dem vielfach intereſſanten Fürſtenthum unternommenen Reiſe und eines längeren Aufenthaltes daſelbſt, ſind nicht gewöhnliche Reiſe-Memoiren eines büchermacheriſchen Touriſten, wie ſie heut zu Tage ſo häufig in Form von Briefen oder in anderer Weiſe hervortreten, ſondern bekunden ein tieferes Intereſſe an Land und Leuten und deren vielfachen Eigenthümlichkeiten . . . Die Volksliedchen hat er zwar nicht regelmäßig im Versmaße, doch im Geiſte des Volkes, welches ſo geſungen hat und noch ſingt, ins Deutſche übertragen. Man wird dieſe zarten, anmuthigen Liedchen der Waliſer, die den empfänglichen Sinn erfreuen gleich dem lieblichen Geſange der Waldvögelein und dem würzigen Dufte der Blumen, mit Vergnügen leſen und mag dieſes erſten Verſuches, auch dieſe zarten Blüthen eines unverdorbenen Volksgeiſtes in unſere Sprache einzuführen, wahrhaft ſich freuen.

Leipziger Repertorium, unter Mitwirkung der Univerſität Leipzig herausgegeben von D. E. G. Gersdorf.

— Außer den höchſt lebendigen Schilderungen des uns faſt ganz unbekannten waliſiſchen Hochlandes an der engliſchen Weſtküſte, enthält das Buch auch eine ſehr werthvolle Sammlung von Volksmärchen und Volksliedern; was es aber dem muſikaliſchen Publikum ſpeciell und ganz beſonders wichtig macht, das ſind die Nachrichten über die Volksmuſik der Waliſer, die es enthält. Wales, das alte Cambrien, iſt die Heimath der Harfe, die Wiege der Barden; und eine Geſchichte ſeiner muſikaliſchen Beſtrebungen muß uns unter allen Umſtänden willkommen ſein. Dieſe Geſchichte hat Rodenberg nicht nur mit ebenſoviel Sachkenntniß als anziehender Lebendigkeit geſchrieben: er hat ſie auch noch durch eine Reihe von Proben illuſtrirt, deren muſikaliſches Arrangement Heinrich Marſchner, der Meiſter des Volksgeſangs, geliefert hat. Und ſo ſei denn dieſes Buch unſern Leſern als angenehme und inſtructive Lectüre beſtens empfohlen!

Signale für die muſikaliſche Welt.

— Ein neues, im doppelten Sinne des Wortes friſches Buch von J. Rodenberg liegt vor uns, durch Gegenſtand und Behandlung anziehend. Es führt uns nach dem durch Natur und Menſchen, Sprache und Geſchichte ſo eigenthümlichen Wales, dorthin, wo in zahlreichen Feenmärchen und Volksliedern das ehemals luſtig genannte England ausklingt; wo manch gläubiges Auge noch heut' auf Bergmatten die Ringel der Feentänze erblickt und die altnationalen Melodieen noch mit dem Leben der Bewohner verwachſen ſind, „wie der Rosmarin mit der Erdſchicht, die den Felſen deckt.“ Der junge Reiſende, ſo reſolut wie unbefangen unter Menſchen, die eine ihm fremde Sprache reden, jugendlich warm für das naive Leben und doch gefaßt wie ein Vielgereiſter, erſcheint gerade durch ſein poetiſches Talent beſonders geeignet, die Poeſie dieſes Landes und Volkes lebhaft aufzufaſſen und darzuſtellen, wobei er doch ſo gute Vorſtudien über Land und Leute, Leben und Geſchichte verräth, daß man den beſten Glauben an die Wirklichkeit der ſo vielfach fremdartigen Mittheilungen faſſen kann. Der Reiſebericht hat zugleich viel der einheimiſchen Märchen, Lieder und Sprüche aufgenommen. Die Gegenden und Sitten, beſonders die eigenthümlichen Hochzeitsgebräuche, werden mit großer Anſchaulichkeit dargeſtellt. Ein anmuthiger Duft der Empfindung und Sprache fällt auf dieſe Mittheilungen, wie der Hauch des Herbſtes auf ſonnig gereifte Früchte. In bewegten Augenblicken ſpricht ſich der junge Reiſende lyriſch aus, hält ſich dabei aber frei von Sentimentalität und empfänglich genug für die Lächerlichkeiten reiſender Engländer, mit denen er zuſammentrifft. Einige recht ergötzliche Scenen reinen Humors kommen vor. Wenn den Engländern eine nationale Gabe des Humors zugeſtanden wird, ſo muß man ihnen zugleich nachrühmen, daß ſie, beſonders als Reiſende, durch ihre Sonderbarkeiten, Vorurtheile und — man darf wohl ſagen Bornirtheiten, auch die gute Eigenſchaft beſitzen, in Andern Humor zu erwecken, wie Shakeſpeare's Fallſtaff nicht nur witzig war, ſondern auch Andere auf ſeine Koſten witzig machte.

Heinrich Koenig (Didaskalia).

— Das vorliegende Buch hat im Stoff und in der trefflichen Behandlung einen doppelten Werth. . . . . Rodenberg hatte Augen für die charakteristischen Gestalten, und Verständniß für die alten Märchen, Sagen und Lieder des Volks und was er in diesen Richtungen bietet, schon eigenthümlich und werthvoll an sich, wird es noch mehr durch die richtige Behandlung und die sinnige Anordnung, die er getroffen. Wir gewinnen einen tiefen Blick in das Walten der geistigen Mächte im Volksleben, in seinen Glauben und Aberglauben, seine Liebe und seinen Haß. Besonders zu rühmen ist die Eintheilung des Buches, die den Leser in lebendiger Abwechslung zu den Quellen der Volkspoesie führt; von tiefgehender Bedeutung sind in dieser Hinsicht die Capitel: „Eine Mythologie des Todes“ und „zur walisischen Poesie und Musik.“

Als eine besondere Auszeichnung für den Verfasser und eine gewichtige Anerkennung seines Werkes darf wohl die ehrenvolle Aufnahme betrachtet werden, welche dasselbe in England bereits gefunden hat.

Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte.

— Herr Dr. Rodenberg hat vor Kurzem ein recht empfehlenswerthes Buch über Wales und seine Bewohner herausgegeben, ein Buch, das nicht eine bloße Vermehrung der Touristen-Literatur ist, sondern zugleich recht sorgfältige Studien und Beiträge zur walisischen Geschichte, Sprache und Poesie enthält. Die Waliser, die sogenannten Kymry, sind bekanntlich die einzigen unvermischten Ueberreste der alten Urbewohner und ersten Ansiedler Englands. Nur in den Bretonen von Frankreich erkennen sie nahe Stammverwandte, mit denen sie gleiche, poetische Traditionen und Sitten haben, während die Gaelen und Erse in Schottland und Irland entferntere keltische Verwandte von ihnen sind. Für einen poetischen Touristen, wie Herr Dr. Rodenberg, konnte es kaum ein anziehenderes Thema, als das Kymric Mabinogion (walisische Feen-, Haus- und See-Märchen), das Pennillion (Lieder und Sprüche der Waliser) und den bis zur Belagerung von Troja hinaufreichenden weiten Sagenkreis dieses urwüchsigen Volkes geben. Er hat seine Beobachtungen des gegenwärtigen Zustandes von Land und Leuten sehr geschickt mit dem zu verweben gewußt, was ihm die historischen und literarischen Forschungen der Engländer als Hülfsquellen dargeboten, und es ist daraus ein eben so unterhaltendes, als lehrreiches Buch geworden. Daß der Verfasser die mannigfachen Dichtungsformen der Kymry in ansprechender Weise wiederzugeben gewußt, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Herr Capellmeister Marschner in Hannover, der Componist von „Templer und Jüdin“ und des „Hans Heiling“ hat ihn bei dem Arrangement der dem Buche beigegebenen charakteristischen Melodieen in sehr dankenswerther Weise unterstützt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

— There is something decidedly original in the idea of a German poet and gentleman quilting the shady recesses of Hanover and trusting himself alone among the mountains of Wales in search of fairy mythologie and old ballads. M. Julius Rodenberg has, however, ventured on the experiment, and, as his book proves to us, with perfect success. He has set about his self-imposed task with true German conscientiousness, and has enriched the literature of his country by the attention he has shown to the original and interesting matter he went in search. To the English reader, however, we fancy that the impressions produced on the German traveller by the people, among whom he spent the last autumn will prove the most attractive portion of the work, and we will, therefore, confine our attention to the descriptions, he gives of the country and its inhabitants.

M. Rodenberg set out on his Snowdonian Odyssey from Liverpool, etc.

Bentley's Miscellany.

Lieder von Julius Rodenberg.

Zweite vermehrte Aufl. Mit Titelbild von **Adolf Northen** in Düsseldorf. In eleg. Einbande mit Goldschnitt.
1 ℛ 22½ Ngr.

Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein

lustige Kriegshistorie.

Von Julius Rodenberg.

Zweite vermehrte Aufl. Mit Titelbild von **A. v. Wille** in Düsseldorf. In eleg. Einbande mit Goldschn. 20 Ngr.

Ralf Waldo Emerson
über Goethe und Shakespeare.

Aus dem Engl. nebst einer Kritik der Schriften Emerson's
von
Herman Grimm.
Octav. Geheftet. 15 Ngr.

Höllenfahrt von Heinrich Heine.

Octav. Geheftet. 22½ Ngr.

Nimrod.
Ein Trauerspiel von Gottfried Kinkel.

Octav. Geheftet. 1 ℛ 10 Ngr.